Sozialdemokratischer Pressedienst

Berlin, den 13.Febr.1933.

Int. Inst. voor Soc. Geschiedenis Amsterdam

Wer ist national?

Die nationalistischen Schreier oder wir ?

SPD. Was keine deutsche Regierung gewagt hat, seit in den Jahren 1914 bis 1918 Hunderttausende von sozialdemokratisch und gewerkschaftlich organisierten Proletariern ihr Leben für Deutschland gelassen haben, hat sich das Hakenkreuz-Kabinett herausgenommen: die vielen Millionen, die für seine Rattenfängermelodie taube Ohren haben, als "undeutsch", als "anational", "antinational" oder "international" zu verfemen.

In noch schrilleren Kreischtönen preist die Hugenberg- und Hitler-Presse die Harzburger Front, soweit von einer Front die Rede sein kann, als waschecht national und in der Wolle gefärbt deutsch an und sucht dem Rest, das ist: der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes, den Makel des "Marxismus", des "Materialismus", des "Internationalismus" anzuhängen. Die Methode ist schäbig, aber nicht neu. Wie jedes, aber auch jedes Schlagwort, das diesen merkwürdigen "Erneuerern" Deutschlands aus dem Gehege der Zähne springt, aus der Mottenkiste einer unholden Vergangenheit herausgekramt ist, so auch diese Infamierung politisch Andersdenkender. Bismarck schon ächtete alle Gegner seiner Pläne, Zentrum, Freisinn und Sozialdemokratie, als "Reichsfeinde", Wilhelm II. behandelte die Millionen Deutscher, die den Fahnen der Arbeiterpartei folgten, als "vaterlandslose Gesellen", und wettert heute der Osaf-Kanzler gegen den "Marxismus", wie er ihn versteht, glaubt man die alten, abgespielten Grammophon-Platten des 1914 selig entschlafenen "Reichsverbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie" zu vernehmen.

Sich gegen solche abgeschmackte Vorwürfe ernsthaft verteidigen, hiesse die grosse Sache herabwürdigen, der wir dienen. Wenn einer von den heillos Betörten, die auf den leeren Magen die nationalistischen Phrasen wie ein Rauschgift schlucken, sich einmal zu eigener Denktätigkeit aufraffte, käme er ja sehr bald von selber darauf, dass etwas an den Artikeln und Aufrufen, die ihm unter dröhnenden Paukenschlägen versetzt werden, nicht stimmen kann. Die da blaurot anlaufen, wenn sie nur das Wort national aussprechen, haben öfter als oft das Preussen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. als ihren Idealstaat angepriesen. Damals aber gab es noch keine Nation und keinen Nationalismus, sondern nur eine Dynastie, die dynastische Zwecke verfolgte, und Untertanen, die sich stumm und gehorsam unter den Krückstock ihrer angestammten Despoten duckten. Erst einem weltgeschichtlichen Ereignis, das denen um Hitler und Hugenberg ein Scheuel und Greuel ist, der französischen Revolution entsprang die Nation als Begriff und Tatsache; das Nationale im modernen Sinn ist, im Rotwelsch des "Völkischen Beobachter" zu reden, eine "westlerische Erfindung"; Nation und Demokratie sind Zwillingsgeschwister.

Eine demokratische Partei wie die Sozialdemokratie, die darauf ausging, 99 Prozent des Volkes hinter sich zu sammeln, musste von Anfang an national sein. "Ein zwiefaches Ideal", bekannte Wilhelm Liebknecht 1872 vor seinen

Leipziger Richtern, "hat mir von Jugend an vorgeschwebt: das freie und einige Deutschland und die Emanzipation des arbeitenden Volkes; für dieses Doppelziel werde ich kämpfen, solange noch ein Hauch in mir ist", und August Bebel führte 1891 auf dem Erfurter Parteitag aus: "Ich habe für den Fall eines Angriffskrieges gegen Deutschland gesagt: Wir sind Deutsche so gut wie die Herren von der Regierung... Der deutsche Boden, das deutsche Vaterland gehört uns, den Massen, ebensogut und mehr wie jenen... Greift Russland Deutschland an, um es zu zerstückeln und zu vernichten, so sind wir so gut und mehr interessiert wie diejenigen, die an der Spitze Deutschlands stehen, und werden dem entgegentreten". Nach diesen Grundsätzen handelte die deutsche Sozialdemokratie im Weltkrieg. Mit Recht hat sich darum vor wenigen Tagen der Führer eines der hinter dem Kabinett Hitler stehenden Verbände, der Stahlhelm-Oberstleutnant Duesterberg, da auch im Zentrum und in den Linksparteien Hunderttausende von alten Frontsoldaten seien, dagegen verwahrt, dass diesen Männern "von ausgesprochenen Drückebergern und Jugendlichen, die während des Weltkrieges noch in den Windeln lagen oder die Schulbank drückten", mangelnde Vaterlandsliebe vorgeworfen werde.Wie es sich aber mit dem Internationalismus der Sozialdemokratie verhält, hat am treffendsten nach dem Kriege einer der "marxistischen Novemberverbrecher", Otto Landsberg, Volksbeauftragter von 1918, formuliert: "Die internationale Gesinnung geht aus von der Liebe zum eigenen Volk. Wessen Herz von dieser Liebe erfüllt ist, der begreift, was den Angehörigen anderer Nationen ihr Volkstum bedeutet. Er sieht in jedem Volk eine Kulturform, deren Vernichtung einen Verlust für die Menschheit bedeuten würde. Das schöne Wort von Jaurès, "Die Nationen sind die Schatzkammern der Kultur" ist der Ausgangspunkt des Bekenntnisses zum internationalen Prinzip".

Aber noch in einem höheren und tieferen Sinn erweist sich die Sozialdemokratie als die nationale Partei schlechthin. Eine Nation ist desto mehr Nation, je mehr Volksgenossen Anteil haben an der nationalen Kultur und Anteil nehmen am nationalen Leben. Im absolutistisch-patriarchalischen Staat galten die Massen, analphabetisch und von allen politischen Rechten ausgeschlossen, nur als die "Hintersassen der Nation", und ginge es nach dem Willen der ostelbischen Junker und ihrer Gesinnungsgenossen, wie sie durch die nationalsozialistische Bewegung heute wieder auf die Sitze der Macht geschwemmt worden sind, die Massen wären nach wie vor "Hintersassen der Nation". Die Sozialdemokratie hat sie diesem trüben Los entrissen. Indem sie für Hebung der Volksschule und für Verkürzung der Arbeitszeit kämpfte, indem sie sich um Weckung und Befriedigung kultureller Bedürfnisse bei den Massen bemühte, indem sie durch ihre Propaganda Millionen von der Ofenbank aufscheuchte und für die Aufgaben der Nation erwärmte, indem sie schliesslich der Demokratie, das ist: der Teilnahme eines jeden an den Arbeiten der Nation, die Bahn ebnete, hat sie mehr als eine andere Bewegung den Begriff der Nation mit Blut und Leben erfüllt und national gewirkt. Allein die von den " Marxisten" und "Novemberparteien" bewirkte Vermehrung der Stimmberechtigten - 44.9 Millionen gegen 14.4 Millionen im Jahre 1912! - welch gewaltige Intensivierung des Begriffs der Nation bedeutet sie!

Wenn wir also angesichts des wilden Gekläffs: Internationalisten! den Kläffern zurufen: National? Ihr oder wir?, können wir in Seelenruhe die Antwort der Geschichte auf diese Frage abwarten.

Hermann Wendel.

SPD. Seit dem 30.Januar sind wir im "dritten Reich". Wir kommen aus dem Staunen nicht mehr heraus; denn dies dritte Reich kommt uns merkwürdig bekannt vor: ganz wie unter Wilhelm! Wir kleben nicht an Äusserlichkeiten wie Reisen und Reden, wenn uns die Politik des Reichskanzlers Hitler an Wilhelm II. erinnert. Auf den Inhalt und die Methode kommt es an! Wir sollen zerschmettert werden, wir sind der innere Feind - wie unter Wilhelm. Und nach aussen?

Herr Goering hat mit seinem Telegramm nach Goeteborg angefangen. Herr Hitler hat einem englischen Obersten namens Etherton ein Interview über seine politischen Absichten gegeben. Um dies Interview hat sich sofort eine Affaire entsponnen, durch die wir uns unwillkürlich an das Daily Telegraph-Interview Wilhelms II. erinnert fühlen. Das Interview war für die Daily Mail bestimmt, ist aber im Sunday Express erschienen. Dem Interviewer war eine schriftliche Aufzeichnung übergeben worden, im Sunday Express ist eine Fassung erschienen, die von der nunmehr amtlich veröffentlichten Aufzeichnung erheblich abweicht.

Es sind zwei Punkte, die dabei besonders in Frage kommen. Nach dem Sunday Express soll Hitler gesagt haben:

"Von einer Rückkehr der Hohenzollern kann überhaupt nicht die Rede sein. Wenn wir Republik gegen Monarchie zur Entscheidung stellen würden, wäre dies ein neuer Grund zur Spaltung und zu ununterbrochenen Unruhen zu einer Zeit, in der es unumgänglich notwendig ist, dass wir ein geeintes Ganzes bleiben, bis wir wissen, wo wir stehen."

In der amtlichen Veröffentlichung ist diese Stelle nicht enthalten, ebensowenig wie lobende Worte, die Hitler über Cromwell gesprochen haben soll, über den Diktator, der Karl I. Stuart köpfen liess.

Ein zweiter Punkt betrifft den polnischen Korridor. Nach dem Sunday Express habe Hitler erklärt :

"Der polnische Korridor müsse an Deutschland zurückgegeben werden, und zwar nach Ansicht der betroffenen deutschen Bevölkerung sowie aus anderen Gründen. Der polnische Korridor sei neben den Verträgen die grösste Unterechtigkeit gegen Deutschland. Diese Frage müsse bald gelöst werden."

Dieser Satz, der in Paris und Warschau schon erheblichen Lärm hervorgerufen hat, ist in der am Montag veröffentlichten amtlichen Fassung ebenfalls nicht enthalten. Und hier beginnt schon der Wirrwarr! Denn die Kreuzzeitung, das Organ des Reichsministers Seldte und des Stahlhelm, hat sich bereits mit Begeisterung auf die Fassung des Sunday Express gestürzt und verkündet mit lautem Beifall ihren Lesern: "Hitler fordert den Korridor zurück. Der Reichskanzler verlangt Revision der Verträge. Rückgabe des Korridors." Da sind in einem Regierungsblatt Hoffnungen erweckt worden, die durch die amtliche Veröffentlichung nun wieder geknickt werden müssen. Auf diese Weise wird aus einem Vorstoss ein Rückzug - ganz nach wilhelminischer Manier.

Das auswärtige Amt steht unter der Leitung eines Berufsdiplomaten. Als Wilhelm II. sein Daily Telegraph-Interview den Berufsdiplomaten vorlegte, schoben die es gähnend und ungelesen bei Seite - und besahen hinterher den Schaden. Das Hitlerinterview nach England ist die zweite Verlautbarung, die dementiert wird. Wäre es nicht besser, politische Gedankengänge mit politischem Inhalt statt in Interviews für fremde Journalisten vor der deutschen Öffentlichkeit klarzulegen? Vor Dementis ist man dann allerdings auch noch nicht geschützt! Was war das doch für eine merkwürdige Sache mit dem Schluss von Hitlers Sportpalastrede? Das Wolffbüro veröffentlichte eine wesentlich abgeschwächte Sache. Als in der Öffentlichkeit daraufhingewiesen wurde, hörte man, die Stenographen hätten versagt.

Wer hat diesmal versagt?

Aber haben wir nicht recht, dass dies alles bedenklich nach wilhelminischem Kurs aussieht?

SPD. Eisleben, 13.Februar (Eig.Dr.)

Was sich am letzten Sonntag in Eisleben ereignet hat, ist mehr als ein blosses Lokalereignis. Denn das, was dort geschehen ist, kann jeden Tag wo anders in Deutschland auch passieren, zum mindesten in denjenigen Ländern, in denen die Nationalsozialisten zu ausschlaggebenden Machtpositionen eingerückt sind.

Das Haus des kommunistischen "Klassenkampf" ist zerstört, keine Fensterscheibe ist ganz, das ganze Mobiliar ist ein Stücke geschlagen. Die dahinter liegenden Turnhalle der kommunistischen Sportorganisation bietet dasselbe Bild vandalistischer Zerstörung. In den Krankenhäusern liegen 2 leichtverletzte Nationalsozialisten und 18 verletzte Kommunisten, davon 4 sehr schwer. Einer von ihnen ist der kommunistische Stadtverordnete Bernhard Köhnen aus Halle, der eine schwarze Kopf- und Augenverletzung davongetragen hat. Auch die anderen Schwerverletzten weisen Gehirnerschütterungen und Brüche der Schädelbasis auf, die von schweren Schlägen herrühren. Die Nachricht, dass sich unter den Schwerverletzten auch Kinder befinden, hat sich glücklicherweise nicht bestätigt. Ein Nationalsozialist ist seinen Verletzungen erlegen.

Wie ist es zu diesem grauenhaften Vorfall gekommen? Die Nationalsozialisten behaupten, es sei aus dem Hause des "Klassenkampf" auf sie geschossen worden. Diese Behauptung ist nachweislich unwahr. Sie ist erst nachträglich aufgestellt worden, um die eigene Schuld zu bemänteln. Eine objektive Untersuchung kann gar kein anderes Ergebnis haben als das hier festgestellte.

Wäre aus dem Hause, das übrigens kein massives Gebäude ist und ungefähr nur die Grösse eines Berliner Siedlungshauses besitzt, geschossen worden, so hätten die Nationalsozialisten zu allererst die Pflicht gehabt, dies der Polizei mitzuteilen und sie um Schutz zu ersuchen. Stattdessen ging die SA ohne weiteres zum Sturm gegen das Haus vor, worauf die im Hause anwesenden Kommunisten sich zur Wehr setzten, aber von den überlegenen Kräften der SA zusammengeschlagen wurden. Genau derselbe Vorgang spielte sich in der benachbarten Turnhalle ab, Die Turnhalle liegt übrigens an einer Strasse, an der die SA planmässig gar nicht vorbeimarschieren wollte. Dort war gerade eine Schar von Kindern mit ihren Müttern zu einem Kindernachmittag versammelt, und von dort soll ein Kommunist auf die SA geschossen haben, die in der Stärke von 520 Mann vor dem Hause marschier war, während sich im Innern höchstens 20 - 30 Erwachsene befanden? Der Mann, der diesen Schuss auf die SA abgegeben haben soll, müsste ein Wahnsinniger gewesen sein.

Die Regierungspresse, der Hugenbergsche "Montag" voran, hat berichtet, die Kommunisten hätten sich hinter Kindertruppen versteckt und über diese hinweg geschossen. Es ist bekannt, dass selbst die schlimmsten Raubtiere ihre Jungen schützen. Man kann sich also ein Bild von der Verwerflichkeit der marxistischen Untermenschen machen, die kleine Kinder als Kugelfang benutzen? Selbst der dümmste Spiessbürger müsste hier eigentlich bemerken, dass es sich um eine ausgesprochene Kriegsgreuel handelt. Nicht mit Unrecht haben die Nationalsozialisten am 30.Januar behauptet, es herrsche bei ihnen eine ähnliche Stimmung wie im August 1914. So wie damals der Ausbruch des Weltkrieges von einem Schwarm unsinniger Legenden begleitet war, die aber von den braven Spiessbürgern alle geglaubt wurden, ist es auch diesmal wieder. In Wirklichkeit hat sich die Geschichte in der Turnhalle so abgespielt, dass die SA in die Halle eindrang, die wenigen männlichen Erwachsenen, die anwesend waren, niederschlug und die ganze Einrichtung zertrümmerte, während Kinder und Frauen, in einer Ecke zusammengedrängt, zitternd und schaudernd dem grauenhaften Schauspiel zusahen.

Die Sache steht nun so, dass die Nationalsozialisten das Märchen über den Zug, der diesen Sturm veranlasste, unter allen Umständen aufrecht erhalten müssen. Denn wäre es nicht wahr, dass die Nationalsozialisten die Angegriffenen waren, dann müssten ja alle anständigen Menschen gegen sie als die brü-

talen Angreifer zusammenstehen, und in Eisleben könnte man nicht mit Haussuchungen und Verhaftungen gegen die Kommunisten vorgehen, sondern alle Schärfe der behördlichen Massnahmen müsste sich gegen die SA und ihrern Führer, den Herrn von Alvensleben, richten. Sie würden aber dem Lauf der Weltgeschichte, wie er jetzt von oben vorgeschrieben ist, widersprechen - und darum müssen die Kommunisten einen Feuerüberfall auf die SA veranstaltet haben, und alles, was sie betrifft, darf nur ein Akt gerechter Notwehr gewesen sein.

Und darin besteht die grundsätzliche Bedeutung des Ereignisses von Eisleben. An jedem Tag kann in irgend einer anderen Stadt ein Gebäude, das sich im Besitz einer Arbeiterorganisation befindet, in ähnlicher Weise angegriffen werden, und immer wird für die Angreifer die Notwendigkeit bestehen zu behaupten, dass sie die Angegriffenen gewesen wären. Einen Schutz gegen diese Methode könnte nur eine Polizei bieten, die sich von allen Parteien unabhängig weiss und nach allen Seiten hin mit gleichmässiger Gerechtigkeit mutig waltet.

Das Kommando der städtischen Polizei von Eisleben hat bisher den besten Willen gezeigt, nach allen Seiten unparteiisch zu bleiben, wie es ja dem Wesen des jetzt gestürzten preussischen Regimes entsprochen hatte. Das Verhalten der Beamten am letzten Sonntag war auch, den Umständen angemessen, einigermassen einwandfrei. Inzwischen ist aber der Kommandant beurlaubt worden, und die gesamte Polizei des Regierungsbezirks wird von oben her gründlich "bereinigt". Beurlaubt sind der Regierungsvizepräsident Corneel in Merseburg, Polizeipräsident Oexle in Halle, Polizeipräsident Krüger in Weisselfels und Oberregierungsrat Friedberg vom Polizeipräsidium in Halle. Die Untersuchung liegt in den Händen der Staatsanwaltschaft.

Unter einigermassen normalen politischen Verhältnissen könnte man dem Ergebnis dieser Untersuchung mit der grössten Ruhe entgegensehen, denn der Tatbestand liegt vollkommen klar. Die Nationalsozialisten haben sich eines unprovozierten Angriffs auf Menschenleben und Eigentum schuldig gemacht, und die Kommunisten haben in der Notwehr gehandelt. Das wird die Regierungspresse aber nicht davon abhalten, den Vorfall von Eisleben als ein neues Argument für das Verbot der Kommunistischen Partei zu gebrauchen. Und kommt man aus Berlin heraus, so merkt man alsbald, was den Stand der sogenannten öffentlichen Meinung betrifft, einen grossen Unterschied. Alles, was sich hier bürgerliche Presse nennt, ist nationalsozialistisch oder, bestenfalls deutschnational. Die Bürgerleute von Eisleben werden es also nie anders erfahren, als dass die armen Nationalsozialisten von den Kommunisten überfallen worden sind und dass die Kommunisten im Kampf ihre eigenen Kinder als Kugelfang benutzt haben. Glücklicherweise ist ja, wie schon gesagt, kein einziges Kind ernstlich verletzt, aber das dürfte dann auch nur ein Beweisakt von Edelmut der SA sein.

Trotzdem - der Glaube an Recht und Gerechtigkeit ist in Deutschland nicht tot und die Wahrheit wird sich durchsetzen!

SPD. München, 13.Februar (Eig.Drahtb.)

In der Unterredung, die der bayerische Staatsrat Schäffer kürzlich mit dem Vizekanzler von Papen hatte, spielte auch die Frage der Einsetzung von Reichskommissaren in den Ländern eine besondere Rolle. Durch das Vorgehen des Reichsinnenministers Dr. Frick gegen Hessen wurde inzwischen in der Praxis bestätigt, dass die Nationalsozialisten innerhalb der Reichsregierung unter allen Umständen darauf drängen, zunächst alle Länder von Reichskommissaren kommandieren zu lassen, in denen die Polizeigewalt noch in den Händen eines linksgerichteten, vor allem sozialdemokratischen Ministers ruht. Diese Absicht hat in Süddeutschland, besonders in Bayern, peinliches Aufsehen und schwerste Sorge ausgelöst. Das Blatt des bayerischen Ministerpräsidenten, der

"Regensburger Anzeiger", schreibt dazu:

"Der Gedanke, einen Reichskommissar in ein Land zu entsenden, weil die Zusammensetzun; der Regierung nicht zusagt, kann nur bei einer Reichsregierung aufkommen, für die die Reichsverfassung überhaupt nicht mehr existiert. Denn die Zusammensetzung der Landesregierungen ist ausschliesslich Sache des Landes und geht, wenn die Regierungsbildung verfassungsmässig zustande gekommen ist, das Reich gar nichts an. Man stelle sich vor, eine sozialdemokratische Reichsregierung hätte einen Reichskommissar in ein Land geschickt, weil der dortige Innenminister der Deutschnationalen Partei angehört. Ganz Deutschland hätte mit vollem Recht von Verfassungsbruch, Revolution und Staatsstreich gesprochen. Nur wenn in einem Land die öffentliche Sicherheit und Ordnung wesentlich gestört oder gefährdet wird, nur wenn ein Land die ihm nach der Reichsverfassung und nach den Gesetzen obliegenden Pflichten nicht erfüllt, kann der Reichspräsident eingreifen und Reichskommissare einsetzen. Nirgends ist aber in der Reichsverfassung vorgeschrieben, dass der politische Kurs in einem Land der gleiche sein muss wie im Reich. Eine solche "Gleichschaltung" von Reich- und Landespolitik würde das Ende der Staatlichkeit der Länder und ihre Erniedrigung zu Verwaltungsprovinzen des Reiches bedeuten."

Die Bayerische Volkspartei-Korrespondenz erklärt, dass eine Reichsregierung mit einem solchen Eingriff in ureigenste Landesangelegenheiten sich selbst ausserhalb der Verfassung stellen würde - und fährt dann fort: "Eine Reichsregierung aber, die ihr Verhalten gegenüber den Ländern nicht mehr nach der Verfassung richten wollte, würde damit die Länder, die noch eine Spur von Lebenskraft in sich verspüren, geradezu dazu zwingen, ihre Abwehrmassnahmen und Gegenmassnahmen so zu treffen, wie sie eben in einer Zeit, wo die Gewalt das Recht unterjochen will, notgedrungen ergriffen werden müssen. Die Reichsregierung würde sich einer schweren Täuschung hingeben, wenn sie aus der abwartenden Haltung, die die süddeutschen Länder gegenüber dem neusten Schritt gegen Preussen einnehmen, etwa den Schluss ziehen wollte, auch diese Länder seien nun reif und mürbe für Reichskommissare. Ein Reichskommissar, der den Main überschreitet, wäre nicht nur eine Kampfansage für die betroffenen Länder, er wäre eine Kampfansage für den gesamten deutschen Süden."

SPD. Warschau, 13.Februar (Eig.Drahtb.)

Die aussenpolitischen Erklärungen Hitlers an ein englisches Sonntagsblatt haben die polnische Oeffentlichkeit alarmiert. Die Rückgabe des polnischen Korridors wird in der gesamten polnischen Presse als "zynische Provokation" bezeichnet und die polnische Regierung aufgefordert, unverzüglich Gegenmassnahmen zu ergreifen.

Die nationalistische Presse malt bereits einen Krieg zwischen Polen und Deutschland an die Wand. Der "Krakauer Illustrierte Kurier" dankt Hitler, dass er "das wahre Antlitz Deutschlands enthüllt und auf diese Weise auf die Gefahr aufmerksam gemacht habe, die der Welt von seiten des grenzenlosen deutschen Imperialismus drohe". Das Abendblatt "ABC" schreibt: "Wir haben vom deutschen Kanzler anstatt seiner angekündigten Friedensdeklamation eine entschiedene Ankündigung des Krieges gehört. Diese Provokation darf nicht unbeantwortet bleiben." Das gemässigte Rechtsblatt "Kurjer Warszawski" erklärt, dass eine Durchführung der Hitlerschen Ankündigung nur den Krieg bedeuten könne. Das Regierungsblatt "Express Poranny" sieht in dem Interview einen innerpolitischen Ablenkungsversuch Hitlers, der angesichts seiner Unfähigkeit, den Massen Brot und Arbeit zu geben, diese mit dem Blockwort "Korridor" abspeisen möchte.

SPD. Stuttgart, 13.Februar (Eig.Dr.)

Auf dem württembergischen Parteitag des Zentrums in Ulm sprach Staatspräsident Bolz über die durch den Regierungswechsel im Reich und die Auflösung des Reichstags geschaffene politische Lage. Er bezeichnete alle jetzt zu beobachtenden Massenkundgebungen, Fackelzüge und dergleichen als einen "sinnlosen Taumel", als einen Rausch, aus dem es bald ein böses Erwachen werde geben müssen. Das Volk verlange statt dieser Verhetzungen und masslosen Aufpeitschungen Taten, es verlange, satt zu werden. Bei der stolzen Ankündigung eines Vierjahresplans sei wohl manchem Arbeiter und Bauern bange geworden, da es auch unter dieser "nationalen Volksregierung" noch so lange dauern soll, bis er über das Elend hinweg ist.

Wörtlich fuhr Staatspräsident Bolz fort: Wenn man von einem Vierjahresplan redet, dann muss man auch einen haben! Wenn man zehn Jahre lang das Volk verhetzt und ihm alles Wohlergehen versprochen hat, dann muss man bei Uebernahme der Regierung auch wissen, was man will. Warum hat aber die Regierung den Vierjahresplan nicht vorgelegt? Weil sie keinen hat! Sie hat nicht so viel wie unter den Fingernagel geht! Wenn sie sagen, dass sie einen Plan haben, so sage ich Ihnen auf Grund unserer früheren Besprechungen mit den Nationalsozialisten: Sie haben nichts! Sie sind froh für alles, was man ihnen offeriert, sie beissen an, wie die Fliegen am Honig!.... Man wollte den Aufruf der Reichsregierung an allen Plakatsäulen anschlagen und in den Schulen verteilen. Das letztere haben wir verhindert! Wir haben verboten, dass dieser Aufruf in den Schulen verteilt wird! (Stürmischer Beifall). Wir haben aber nichts dagegen, dass dieser phrasenreiche, nichtssagende Aufruf an den Plakatsäulen hängt. Wir haben den Glauben, dass die noch nicht ganz Berauschten sich fragen: Was soll mir das helfen? Das Allerschlimmste aber ist die Rechtsunsicherheit, für die der Fall Preussen ein Signal ist. Recht muss Recht und Verfassung muss Verfassung bleiben, auch wenn sie uns nicht gefallen. Es ist nicht wahr, dass in Preussen keine verfassungsmässige Regierung zu Stande zu bringen war. Nationalsozialisten und Zentrum haben auch Personen dafür vorgeschlagen, aber Herr von Papen hat jedesmal erklärt: Die Nase passt mir nicht, und wenn er gewählt wird, wird trotzdem das Reichskommissariat nicht aufgehoben! Darum geht es in diesem Wahlkampf um das Recht, die Verfassung und die politische Freiheit! In dieser neuen Regierung ist der Geist von Potsdam, der preussisch-militärische Geist wieder lebendig geworden. Das ist der Geist, der den Krieg bis zum Weissbluten geführt und uns in die fürchterliche Niederlage hineingeführt, der den Zusammenbruch verschuldet hat und in Wirklichkeit die Ursache unseres heutigen Elends ist. So war der Geist von Potsdam im Krieg unser Unglück und er scheint es auch im Frieden werden zu sollen.

Das Zentrum - so schloss Staatspräsident Dr. Bolz - wäre bereit gewesen, mit den Nationalsozialisten und den Deutschnationalen sich zu verständigen. Nicht Hitler, sondern Hugenberg habe diese Möglichkeiten zerschlagen um das Zentrum und damit den Katholizismus in Deutschland auszuschalten. Das sei aber eine ebenso schwere Gefahr für Deutschland, als wenn man unter dem Schlagwort des Kampfes gegen den Marxismus jene grossen Teile der Arbeitermassen, die eine positive Stellung zum Staat gefunden und betätigt hätten, in den bolschewistischen Topf wirft und ihnen den Krieg erklärt. Eine solche Politik müsse sich in Revolutionsgefahren ausreifen! Um dies zu verhüten, müsse die Reichstagswahl zu einem Entscheidungskampf für die Rechte des Volkes werden.

SPD. Der Drang nach der Futterkrippe hat unter dem neuen Regime Formen angenommen, vor denen selbst den neuen Machthabern Angst und Bange wird. In den vierzehn Tagen, die sie jetzt am Ruder sind, haben sie amtlich bereits zweimal darauf hinweisen lassen, dass die endlosen Bittgesuche "die sachliche

Arbeit nur hemmen" und eine "Ueberlastung" zur Folge haben. Inzwischen ist nach der "Deutschen Allgemeinen Zeitung" aus dem Drang nach der Futterkrippe "ein Sturm" geworden, der geradezu "beängstigende Formen" angenommen habe.

Man muss das vorausschicken, um den "Massenmord" an republikanischen Beamten, der zurzeit im Gange ist, als gäbe es in dieser Welt nichts wichtigeres, zu verstehen. Wer heute verdächtig ist Republikaner oder gar Sozialdemokrat zu sein, fällt diesem "Mord" erbarmungslos zum Opfer. Gleichgültig ob der betreffende Beamte irgend welche Verdienste um den Staat hat, ob er besonders qualifiziert ist oder ob er gar bei der Bevölkerung besonderes Vertrauen geniesst. Wer nicht denkt, wie die Herren, die sich vor vierzehn Tagen als "nationale Regierung" aufgetan haben und wenn er hundertmal mehr weiss oder kann als sie, muss verschwinden. Die tiefere Ursache dieses Rachefeldzuges ergibt sich aus den Gesuchen, die täglich zu Tausenden und Abertausenden bei den Amtsleitern der neuen Machthaber eingehen. Das braune Parteibuch fordert Anerkennung, es drängt nach Amt und Würden. Ein Sturm auf die Aemter, wie ihn die Weltgeschichte noch nicht erlebt hat, ist die Folge. Das braune Parteibuch regiert die Stunde und doch werden tausende und abertausende leer ausgehen, denn so viele Amtsstellen wie braune Bewerber gibt es in Deutschland nicht!

Mit der Amtsenthebung des letzten sozialdemokratischen Polizeipräsidenten, Regierungspräsidenten und Oberpräsidenten in Preussen, wie sie das neue Regime jetzt verfügt hat, fühlen wir uns auch dem Staat gegenüber freier. In welchen Formen sich das auswirken wird, werden wir den Herren, die sich als "Staatspolitiker" fühlen und doch nichts anderes sind als Parteibuch-Fanatiker, aus guten Gründen noch nicht verraten.

SPD. Paris, 13.Februar (Eig.Drahtb.)

Die Kammer, die mit Ausnahme einer kurzen Mittagspause auch den Montag über getagt hat, verabschiedete am späten Abend die neue Finanzvorlage einschliesslich der Herabsetzung der Militärkredite um eine halbe Milliarde Francs für die sich Daladier energisch einsetzte, und der von der Finanzkommission beschlossenen Krisensteuer von 2 bis 10 Prozent auf alle 20 000 Francs übersteigenden Einkommen.

Die Rechte setzte bis zum Schluss ihre Obstruktion fort, indem sie fast bei jedem Artikel die Rückverweisung an die Kommission beantragte, ohne jedoch einen positiven Vorschlag für die Sanierung der Finanzen zu machen. Diese Versuche scheiterten an der Geschlossenheit der Linken.

SPD. Frankfurt/M., 13.Febr. (Eig.Dr.)

Unter der Ueberschrift "Parteiregiment" schreibt die "Frankfurter Zeitung" über die Amtsenthebungen der Preussenkommissare:

"Der Artikel 130 der Verfassung, der die Meinungs- und Vereinigungsfreiheit der Beamten gewährleistet, scheint angesichts der praktischen Personalpolitik des Herrn Goering langsam zu einer deutschen Sage zu werden. Auch die Provinz Hessen-Nassau ist mit der besonderen Aufmerksamkeit der neuen Herren im preussischen Innenministerium beglückt worden. Innerhalb weniger Stunden sind zwangsweise beurlaubt worden die beiden Regierungspräsidenten der Provinz, der Polizeipräsident von Frankfurt/M. und der Landrat des Main-Taunus-Kreises. Das sind jene Beamte, die zu den tüchtigsten überhaupt gehörten.

Wir sind nicht in den Vereinigten Staaten, wo mit jedem Regierungswechsel ein ganzer Tross von Beamten gehen muss, um den Günstlingen eines neuen Kurses Platz zu machen. Wir haben in Deutschland ein Berufsbeamtentum mit

verfassungsmässig gesicherten Rechten. Wenn es dem Nationalsozialismus einfallen sollte, diese Rechte einfach zu verschlucken, so würde er sich wohl bald wundern, was er an diesen Bissen zu würgen hätte.

Zu Hauf hat man verdiente Männer an ihren Ämtern entfernt. Ueberall waren es die gleichen Methoden und die gleichen Motive. 14 Jahre lang haben die Nationalsozialisten gegen das Parteiregiment der Republik gestritten und gewettert in Ausdrücken, deren öffentliche Wiedergabe heute alsbald zur Unterdrückung jeder Zeitung, die das nachdrucken würde, führen müsste. Jetzt sind sie selbst an der Macht. Jetzt könnten sie zeigen, wie man es "ehrlicher", "sauberer", "unparteiischer" macht als die schlimmen Republikaner. Und dies also sind ihre ersten Taten?

Wir möchten wissen, was Herrn Severing widerfahren wäre, wenn er jemals gewagt hätte, höhere Polizeioffiziere zum Abschied zu drängen mit der Begründung, der Adressat "besitze nicht mehr das Vertrauen des Ministers". Lebhaft stellen wir uns den Entrüstungssturm im nationalsozialistischen Blätterwald vor, den dies entfacht hätte. Es ist damals nicht geschehen. Jetzt geschieht es! In der Tat, nationalsozialistische Minister können es besser: nämlich das Parteiregiment!"

SPD. Eisleben, 13.Februar (Eig.Dr.)

Amtlich wird über die Untersuchung der blutigen Zwischenfälle in Eisleben folgender vorläufige Bericht veröffentlicht :

"Die NSDAP veranstaltete am 12.Februar, nachmittags, einen Umzug vom Landbundhaus aus. Um die öffentliche Sicherheit und Ordnung aufrechtzuerhalten und um den Umzug reibungslos zur Durchführung zu bringen, waren umfangreiche polizeiliche Sicherheitsmassnahmen getroffen worden. In der Funkstrasse kam es bereits zu einem geringfügigen Zusammenstoss zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten. In der Creisfelder Gasse entstanden plötzlich Rufe aus der Menge, dass aus dem Grundstück Nummer 44 geschossen worden sei. Nationalsozialisten waren in das Grundstück eingedrungen, um nach den Tätern zu suchen. Die den Zug begleitenden Polizeibeamten veranlassten die Nationalsozialisten, das Haus zuräumen, nachdem an Ort und Stelle festgestellt wurde, dass Waffen nicht vorhanden waren. Beim Eintreffen des Zuges am Breiten Weg wurde eine grössere Anzahl Kommunisten von der Polizei in das Grundstück Breiter Weg 30 (das sogenannte Klassenkampf-Gebäude) abgedrängt. Trotzdem kam es jedoch in dieser Strasse zu Zusammenstössen. Von KPD-Seite sind mehrere Schüsse gefallen. Ein Nationalsozialist aus Halle, Paul Berg, wurde durch Brust- und Kopfschuss getötet, ein anderer schwer verletzt. Weitere vier Nationalsozialisten erlitten leichtere Verletzungen.

Von den Kommunisten sind 24 verletzt worden, darunter zehn bis zwölf schwer. Einem der Verletzten, dem kommunistischen Parteisekretär Bernhard Koenen, musste inzwischen die rechte Hand amputiert werden. Von den Verletzten besteht bei drei Kommunisten Lebensgefahr. Die sofort aufgenommenen Ermittlungen zur Klärung der Schuldfrage sind noch nicht abgeschlossen."

SPD. Wuppertal, 13.Febr. (Eig.Drahtb.)

In Wuppertal wurde in der Nacht zum Montag ein Schlosser durch einen Bauchschuss lebensgefährlich, ein anderer Mann durch Kopfhiebe schwer verletzt. Die Täter entkamen unerkannt. Am Tatort wurde eine SA-Mütze gefunden.

SPD. Die Nazi-Guillotine hat auch vor Zentrumsbeamten nicht Halt gemacht. Mit dem letzten sozialdemokratischen Polizeipräsidenten wurde auch der Regierungspräsident in Aachen und der Polizeipräsident Weyer in Oberhausen, beide Angehörige der Zentrumspartei, zwangsbeurlaubt. Stieler und Weyer sind, wie die Mehrzahl der jetzt "beurlaubten" sozialdemokratischen Polizeipräsidenten, aus der Arbeiterbewegung hervorgegangen. Ein untragbarer Zustand für eine "Arbeiterpartei", die sich wie die Hitlers, hauptsächlich aus "feinen Leuten" rekrutiert.

SPD. Köln, 13.Februar (Eig.Drahtb.)

Die Kölner Goerres-Haus A.G., in deren Druckerei die "Kölner Volkszeitung", der "Kölner Lokalanzeiger" und das "Kölner Tageblatt" gedruckt werden, hat die Zahlungen eingestellt. Die Unterbilanz soll über 2 Millionen Mark betragen. Zur Sanierung wird den Gläubigern eine Abgeltung von 50 % ihrer Forderungen angeboten, davon die Hälfte in bar, die andere Hälfte in Aktien. Forderungen bis zu 10 000 Mark sollen voll befriedigt werden. Die bisherigen Vorstandsmitglieder, die Konsuls Maus und Stocky, sind ausgeschieden.

SPD. Die RGO von Berlin-Brandenburg-Grenzmark hat an den Ortsausschuss des ADGB Berlin ein Einheitsfrontangebot gerichtet. Dieses Angebot enthält allerlei Vorschläge, nur in der Hauptsache bringt es keine Klarheit, nämlich in der Voraussetzung für die Schaffung einer Einheitsfront: Einstellung der gehässigen Hetze der kommunistischen Führung gegen die freien Gewerkschaften.

Die Antwort, die von Bredow auf das Einheitsfrontangebot der RGO gegeben wurde, lautet kurz und bündig: Schafft zunächst die Voraussetzung für eine Einheitsfront. Ist diese gegeben, dann müssen die Verhandlungen zentral geführt werden.

Schluss des politischen Teils. - Auf Wiederhören

Dienstag-Vormittag 7 Uhr auf Welle 2850.

Aus aller Welt

Vor der Brautnacht...

Blütenlese zum Thema: Hitler-Hugenberg-Koalition - Als die nationalsozialistischen Kassenkämpfer noch als "Klassenkämpfer" auftraten!

SPD. Ein vergessener Satz aus einer "Entschliessung" des Linzer Parteitages der NSDAP im August 1921: "Die Deutsche Nationalsozialistische Partei erklärt, dass sie sich zum Klassenkampf der schaffenden Arbeit bekennt. Sie ist also eine Klassenpartei." Hat sich Hitler daran erinnert, als er sich in jener "historischen" Brautnacht in der Wilhelmstrasse dafür feiern liess, dass er mit seinen deutschnationalen Freunden die politische Ehegemeinschaft einging? Hat er sich daran erinnert, als er nach dem Regierungsantritt zur Niederringung des "marxistischen" Klassenkampfes aufforderte?

Noch ganz andere Deutlichkeiten gegenüber dem Bürgertum, mit dem jetzt offiziell paktiert wird, bekam man im Lauf der Jahre zu hören. Im "Illustrierten Beobachter" schrieb Hitler: "Als deutscher Nationalist habe ich gelernt, die grösste Gefahr für unser Volk ist noch nicht einmal im Marxismus, als viel mehr in unseren bürgerlichen Parteien zu sehen." Und Gregor Strasse erklärte am 30.3.30, als er noch etwas zu bestellen hatte, im "Nationalen Sozialist": "Es ergibt sich für unseren Kampf der Krieg gegen das Bürgertum als Feind des deutschen Sozialismus und Saboteur der nationalen Freiheit." Am 13.6.30 hiess es in demselben Blatt: "Hoffentlich sind nun jedem Parteigenossen, der etwa noch hofft, mit den sogenannten Rechtsparteien eine Zusammenarbeit zu finden, die Augen darüber aufgegangen, dass man dieses kapitalistische Bürgertum nur noch vernichten, nie mehr dulden dürfe." Im "Reichswart" schrieb Graf Reventlow am 9.4.30: "Wir Nationalsozialisten erblicken im Bürgertum, wie es in Deutschland ist und sein will, etwas, das verschwinden muss, zum Untergang reif ist." Der Nazi-Staatsrat Marschler erklärte in einer Leipziger Versammlung am 19.5.30: "Die Bürgerlichen werden von den Nazis nur als eine verächtliche Bande von Geschäftemachern gehalten, die sich nicht einzubilden brauchen dass der Hakenkreuzmohr gehe, wenn er seine Schuldigkeit getan habe. Friss, Vogel, oder stirb - das ist des Nazi Rezept gegen die Bürgerlichen."

Als wilde Anarchisten gebärdeten sich die Nazis auch einmal. In den "Nationalsozialistischen Briefen" schrieb Hartmut Plaas am 15.4.30: "Wir müssen den Staat bekämpfen, den Staat unmittelbar, ihn ruinieren, zersetzen, vernichten... Hinein mit dem Karren, Volldampf und hemmungslos hinein mit ihm!"

Selbst der feine, nur dem mit mythischer Hellsicht begabten Nazi verständliche Unterschied zwischen "schaffendem" und raffendem" Kapital ist aus den eigenen Reihen der NSDAP heraus oft genug abgelehnt worden, am deutlichsten im Januar 1927 von dem Nazi-Abgeordneten Kaufmann in einer Versammlung in Burgsteinfurth: "Bei dem Kampf, den ich als Nationalsozialist gegen das Kapital führe, lehne ich einen Unterschied zwischen dem schaffenden und raffenden Kapitalismus ab. Beide Arten sind derart ineinander verfilzt, dass beide gleichmässig zu bekämpfen sind."

Für Hindenburg, vor dem die SA jetzt strammstehen muss, waren die Nazigefühle früher wesentlich unfreundlicher. Als der Youngplan von ihm unterzeichnet wurde, erklärte Goering in einer Berliner Versammlung: "Daher ist mit dem heutigen Tage das Tischtusch zwischen den Nationalsozialisten und Hindenburg endgültig zerschnitten, aus Hochachtung ist Hass geworden, ein Kampf bis aufs

Messer ist entbrannt, aus dem es kein Zurück mehr geben kann." Goebbels sprach damals nicht minder deutlich: "Die grosse Atrappe ist zerfallen.... Nur noch Hass kann das Empfinden gegen diesen Mann sein... Er hat aufgehört, eine achtunggebietende Persönlichkeit zu sein." Am frechsten aber führte sich der "Völkische Beobachter" auf, der damals zu Hindenburgs Botschaft an das deutsche Volk mit unverblümter Drohung schrieb: "Der Staatsgerichtshof des kommenden Dritten Reiches wird die Köpfe derjenigen fordern, die diese Gesetze mit ihrem Namen gedeckt haben."

Eine kleine Auslese aus der ungeheuren nationalsozialistischen Literatur über alle jene Fragen, die am 30.Januar so "überraschend" gelöst wurden. Ueberraschend für den, der dumm genug war, an die Unerschütterlichkeit dieser treudeutschen Worte zu glauben - an die Aufrichtigkeit dieses Hasses gegen Kapitalismus, Bürgertum, "sogenannte" Rechtsparteien, gegen Hindenburg und "den Staat". Vergeben und vergessen soll jetzt dies alles sein - so, wie alles vergessen sein wird, was den Unbelehrbaren heute von den Nazis anlässlich des 5.März versprochen wird.

\+ + +

Der Hamburger Mörder. Der Schiffskoch Ockowski, der seine in Hamburg lebende Mutter ermordete und beraubte, hat sich der Polizei gestellt. Er war bei seiner Verhaftung vollkommen betrunken.

\+ + +

Ende eines Defraudanten. In Berlin=Zehlendorf erschoss sich am Montag morgen der wegen Unterschlagung von 100 ooo Mark zu einem Jahr einem Monat Gefängnis verurteilte 43 Jahre alte Kassierer August Kern in dem Augenblick, als er von der Polizei zum Antritt der Gefängnisstrafe abgeholt werden sollte.

\+ + +

70 ooo Erdbebenopfer? Erst jetzt erfährt die Welt durch Kamelreiter, die aus dem persischen Landesinnern kommen, von einer furchtbaren Erdbebenkatastrophe, von der am 26.Dezember die im Nordwesten Chinas gelegene Provinz Kansu betroffen worden ist. Eine ganze Anzahl von Städten und Dörfern, insbesondere im Bezirk von Kaoti, ist vollkommen zerstört worden. Die durch Ueberflutung und Winterkälte gesteigerte Katastrophe soll ungefähr 70 ooo Menschenleben gefordert haben. Die überlebende Bevölkerung ist aller Mittel entblöst und hat bisher noch keinerlei Hilfe erhalten.

Die gebirgige, stark zerklüftete Provinz Kansu ist einer der abgeschlossensten Bezirke der Welt. Er wird im Norden von der Mongolei, im Westen von Tibet begrenzt. Das 351 400 qkm grosse Land wird von 11 Millionen, meist bettelarmen tibetischen Tanguten und Chinesen bewohnt. Der Hoangho=Strom, vor dessen Flutkatastrophen man sich in Zukunft durch Regulierungen und Stauungen schützen will, fliesst mitten durch das betroffene Gebiet.

\+ + +

Schreckenstat. Auf der Wohlfahrtsstelle des Berliner Bezirksamts Friedrichshain überfiel am Montag mittag ein Arbeitsloser seine von ihm seit einiger Zeit getrennt lebende Ehefrau und deren hochschwangere Tochter. Er stach beide mit dem Messer nieder. Mutter und Tochter wurden an Rücken, Brust und Händen schwer verletzt. Nach der Tat eilte der Attemtäter auf den Hof des Hauses und stiess sich das Messer viel Mal in die Brust. Alle drei wurden ins Krankenhaus Friedrichshain überführt. Die Motive des Vorfalls sind noch nicht geklärt.

\+ + +

Mord im Zug. In der Nähe von Perugia, an der Schnellzugstrecke Rom-Florenz, wurde der Leichnam einer aus Deutschland stammenden Dame aufgefunden. Allem Anschein nach liegt Mord vor.

Gewerkschaftliche Rundschau

Hitler und die Arbeitsinvaliden.

Sie erinnern an die Versprechungen.

SPD. Unter der Not dieser Tage haben ganz besonders die Arbeitsveteranen zu leiden. Wer weiss, was in so manchem Haushalt von den kärglichen - wirklich sauer verdienten - Groschen der Sozialrentner oft alles bestritten werden muss, wer weiss, dass mit diesen Groschen nicht nur die alten Leute sich selbst über Wasser halten sollen, sondern meist auch noch mithungernde Angehörige mitdurchschleifen müssen, der begreift, warum immer von neuem die Arbeitsinvaliden die Beseitigung der Rentenkürzung, die Beseitigung des Notverordnungsunrechts verlangen. Viele Arbeitsinvaliden hofften auf Hitler. Sie meinten, der werde alles zum besten wenden und vor allem das den alten Leuten angetane Unrecht wieder gut machen.

Nun ist Hitler Reichskanzler. Er ist schon einige Tage Reichskanzler. Der Zentralverband der Arbeitsinvaliden Deutschlands sieht sich aber genötigt, auch jetzt genau so wie gegenüber früheren Regierungen die sofortige Aufhebung der Notverordnungen über die Rentenkürzungen zu fordern. Der Zentralverband hat eine Eingabe an Herrn Reichskanzler Hitler gerichtet. Diese Eingabe lautet in ihrem Kernpunkt folgendermassen:

"Bei den Beratungen im Reichstag hat Ihre Partei, Herr Reichskanzler, für die Aufhebung der Notverordnungen gestimmt und ein Antrag der Nationalsozialisten gelangte zur Annahme, der eine umfassende Winterhilfe verlangt. Wir verweisen insbesondere auf die Beschlüsse des Haushaltausschusses vom 12. und 13. Dezember 1932 und auf die Beschlüsse des sozialen Ausschusses des Reichstages vom 25. Januar 1933. Diese Beschlüsse auf Aufhebung der Notverordnungen und Schaffung einer umfassenden Winterhilfe sind unter einstimmiger Mitwirkung ihrer Parteianhänger zustande gekommen. Wir verweisen auch darauf, dass die nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei in zahllosen Versammlungen durch ihre prominenten Vertreter und durch die Presse dieser Partei immer wieder erklärte, dass die Notverordnungen sofort beseitigt werden müssen.

Jetzt sind Sie, Herr Hitler, als Führer der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei Kanzler des Deutschen Reiches. Die Arbeitsinvaliden, Arbeiterwitwen und -Waisen, denen durch die Notverordnungen der früheren Regierungen schwere Not aufgebürdet wurde, fragen jetzt mit Recht, ob nunmehr, nachdem der Chef der nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei Reichskanzler ist, das gegen sie begangene Unrecht schnellstens beseitigt wird.

Die fürchterlichen Rentenkürzungen, in Tausenden von Fällen der völlige Entzug sozialer Renten, die unter der Aera Ihres Mitarbeiters, Herrn v. Papen, bis zur Unerträglichkeit gedrückten Wohlfahrtsunterstützungen, haben die Verzweiflung in den Kreisen dieser treuen Arbeitsveteranen bis ins Unermessliche gesteigert. Die Zahl der Selbstmorde steigt von Tag zu Tag.

Sie, Herr Reichskanzler, haben immer versprochen, das Unrecht, das durch die Notverordnungen geschaffen wurde, mit Ihrem Amtsantritt wieder gutzumachen. Im Auftrage der Arbeitsinvaliden und Arbeiterhinterbliebenen unterbreiten wir Ihnen unsere Forderung, gestützt auf Ihre und Ihrer Parteiführer Versprechungen, die die Arbeitsinvaliden so schwer drückenden Notverordnungen ausser Kraft zu setzen und das alte soziale Recht wieder herzustellen."

Wir sind gespannt, welches Echo dieser Hilferuf auslösen wird.

SPD. Die Tarifverhandlungen im Baugewerbe kommen nur mühsam vorwärts. Die Auffassungen der beiden Parteien gehen auch diesmal naturgemäss wieder stark auseinander. Einmal sah es sogar ganz so aus, als ob die Verhandlungen auffliegen würden. Trotz aller Schwierigkeiten rechnet man auf beiden Seiten jedoch damit, dass die Schlussverhandlungen gegen Ende des Monats stattfinden und dass es zum Abschluss eines neuen Reichstarifvertrags kommen wird.

SPD. In der deutschen Unternehmerpresse wird, nachdem die vorbereitende Konferenz über eine internationale Arbeitszeitverkürzung beendet ist, immer wieder von einem Scheitern der internationalen Vierzigstundenwoche gesprochen. Es werden dabei absichtlich oder unabsichtlich allerhand Irrtümer verbreitet. Zweifellos will man damit auch in Arbeiterkreisen die Hoffnung auf eine allgemeine Arbeitszeitverkürzung zerstören.

Mit aller Deutlichkeit muss demgegenüber betont werden, dass die Vorbereitende technische Konferenz über die Vierzigstundenwoche die ihr vom Verwaltungsrat gestellte Aufgabe in vollem Umfang erfüllt hat. Sie hat den Grundsatz der Vierzigstundenwoche anerkannt und über die Gesamtfrage einen Bericht angenommen, der die Richtlinien der internationalen Regelung enthält und der auch programmgemäss der am 8. Juni in Genf zusammentretenden 17. Internationalen Arbeitskonferenz unterbreitet wird. Wenn diese Richtlinien nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, der Weltwirtschaftskonferent unterbreitet werden, so liegt das lediglich daran, dass diese Konferenz wiederholt vertagt wurde und, wie nunmehr feststehen dürfte, erst nach der 17. Internationalen Arbeitskonferenz stattfinden wird.

In der Unternehmerpresse wird in diesem Zusammenhang auch darauf hingewiesen, dass die Vierzigstundenwoche nur dann wirksam sein könne, wenn sie als sofortige Notmassnahme in Kraft gesetzt werde. Das Verfahren der Internationalen Arbeitskonferenz erfordere jedoch eine zweimalige Beratung, wobei die zweite Beratung erst auf der 18. Internationalen Arbeitskonferent im Jahre 1934 stattfinden könne.

Diese Auffassung ist irrig. Die Internationale Arbeitskonferenz ist autonom und kann nach der eingehenden Vorberatung des gesamten Fragenkomplexes der Vierzigstundenwoche auf der technischen Vorkonferenz beschliessen, sofort in die 2. Beratung einzutreten. In diesem Falle könnte noch im Juni d. J. das internationale Uebereinkommen verabschiedet werden. Einer sofortigen Ratifizierung durch die Regierungen stünde nichts im Wege.

SPD. Erbauliche Zustände in einem deutschnationalen Zeitungsunternehmen enthüllte ein Prozess vor dem Frankfurter Arbeitsgericht.

Der frühere Verleger der deutschnationalen "Frankfurter Post", Scheuerle, wurde zur Nachzahlung von 465 Mark und der Soziallasten an den Alleinredakteur des Blattes verurteilt. Sechs Monate hindurch hatte dieser für monatliche Beträge von 25 bis 30 Mark die ganze Zeitung allein redigiert und zeitweise als Minderjähriger - er war damals 20 Jahre alt - verantwortlich gezeichnet. Nicht einmal sein jammervoll niedriges "Gehalt" hatte der junge Mann auf einmal erhalten, sondern auch dies nur "tropfenweise" bis zu "à conto-Zahlungen" von 1,50 Mark herunter. Dass der deutschnationale Arbeitgeber den Alleinredakteur weder zur Krankenkasse noch zur Krankenkasse noch zur Angestelltenversicherung angemeldet hatte, versteht sich von selbst. Andererseits zahlte der Verlag für zwei Theaterkritiken an einen deutschnationalen Staatsanwaltschaftsrat 20 Mark.

Wirtschaft Technik Handel

Wohnungssorgen.

Welches Mietrecht gilt ab 1.April 1933?

SPD. In der 4.Notverordnung vom 8.12.1931 ist bestimmt,dass Mieter= schutzgesetz und Reichsmietengesetz am 31.3.1933 ausser Kraft treten,"falls bis zu diesem Zeitpunkte ein Gesetz in Kraft tritt,wodurch die Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuches (BGB) über die Miete unter sozialen Gesichts= punkten ausgestaltet werden." Ein solches Gesetz (soziales Mietrecht) ist bisher nicht in Kraft getreten,sodass Mieterschutz= und Reichsmietengesetz in der bisherigen Form auch über den 1.4.1933 hinaus Geltung behalten.

Nach den Erklärungen der Regierungsvertreter im Wohnungsausschuss des Reichstages soll auch bis auf weiteres mit der Einbringung eines Gesetzent= wurfes zum sozialen Mietrecht noch nicht zu rechnen sein. Soweit Mietverträ= ge am 31.3.1933 dem Mieterschutz unterlagen, bleibt dieser Schutz auch über den 1.4.1933 hinaus nicht nur für die bisherigen Mieter solcher Räume be= stehen, sondern auch für die nachfolgenden Mieter. Den Landesregierungen bleibt wie bisher auch nach dem 1. April 1933 das Recht,weitere Raumarten oder auch sämtliche Mieträume ganzer Gemeinden oder Gemeindeteile von den Vorschriften des Reichsmieten= und Mieterschutzgesetzes auszunehmen.

Das Wohnungsmangelgesetz tritt dagegen auf Grund der 4.Reichsnotverord= nung ohne Einschränkung am 31.3.1933 ausser Kraft. Diese Tatsache hat insbe= sondere zur Folge,dass eine behördliche Zuweisung von Wohnungen nicht mehr er= folgen kann und alle sonstigen Funktionen der Wohnungsämter auf Grund des Woh= nungsmangelgesetzes in Fortfall kommen. (Genehmigung von Mietverträgen,Geneh= migung des Wohnungstausches,Entgegennahme von Anzeugen über freiwerdende Woh= nungen).

Die Beseitigung des Einweisungsrechtes der Wohnungsämter ist eine vom Standpunkte sozialer Wohnungspolitik aufs schärfste abzulehnende Massnahme. Für wohnungsbedürftige Mieter,insbesondere für minderbemittelte und kinder= reiche Familien, besteht angesichts des Mangels an Kleinwohnungen die Gefahr dauernder Wohnungslosigkeit. Diese Entwicklung wird durch die Stillegung des Wohnungsneubaus noch gefördert. Zwar haben die Gemeinde= oder Polizeibehörden nach Massgabe des Landesrechts für die Unterbringung von obdachlosen Personen Sorge zu tragen d.h. sie können Zwangseinweisungen auf Grund polizeirechtli= cher Bestimmungen vornehmen. Diese polizeilichen Massnahmen dürfen sich je= doch nach den gesetzlichen Bestimmungen nicht darauf erstrecken,obdachlosen Familien eine dauernde Wohnung zu sichern. Die polizeilichen Befugnisse er= schöpfen sich vielmehr darin, obdachlose Personen für eine,imvoraus kurz be= fristete Zeit notdürftig untefzubringen. Nach Ablauf dieser Gnadenfrist sind die Untergebrachten von neuem ihrem Schicksal überlassen.

Eine Aenderung dieses unhaltbaren Zustandes ist sowohl im Interesse der wohnungsbedürftigen Familien wie der Gemeinden dringend notwendig. Besondere Beachtung verdienen hierbei die Vorschläge der Reichsorganisatiom der Mieter, des Bundes Deutscher Mieterverine E.V. (Sitz Dresden),auf Schaffung eines ge= setzlichen Vermietrechtes für die Gemeinden.

Eine besondere mietrechtliche Wirkung hat die Aufhebung des Wohnungsmangelgesetzes für Zubilligung von Ersatzraum bei Mietaufhebungsklagen. Nach § 6 Abs. 6 des Mieterschutzgesetzes ist eine Zubilligung von Ersatzraum dann unzulässig, wenn in Gemeinden oder Gemeindeteilen eine Inanspruchnahme von Räumen auf Grund des Wohnungsmangelgesetzes nicht stattfindet. Durch die Aufhebung des Wohnungsmangelgesetzes ab 1.April 1933 ist diese Möglichkeit für alle Gemeinden beseitigt, d.h. von diesem Tage ist die Zubilligung von Ersatzraum ohne Rücksicht auf den Mietaufhebungsgrund nicht mehr möglich. Ist vor dem 1.April 1933 in einem Urteil oder gerichtlichen Vergleich ein Ersatzraum gewährt worden, so kann der Vermieter jetzt die Aufhebung der Vollstreckungsbeschränkung nach § 52 d und § 6 Abs.5 des Mieterschutzgesetzes verlangen.

Die Beseitigung der Ersatzraumgewährung muss angesichts des ausserordentlichen Mangels an Kleinwohnungen zu untragbaren Härten führen. Andererseits wird die Rechtsprechung jetzt berücksichtigen müssen, dass eine Mietaufhebung ohne Ersatzraum unter Umständen gleichbedeutend ist mit der Verurteilung zu dauernder Wohnungslosigkeit. Es muss erwartet werden, dass die Gerichte dieser Sachlage Rechnung tragen und hinsichtlich der Aufhebungsgründe einen weit strengeren Masstab als bisher anlegen.

Die fortlaufenden, lediglich in Rücksicht auf bestimmte Interessentenkreise erfolgten Lockerungen des Mieterschutzes haben in weitesten Bevölkerungskreisen ein berechtigtes Gefühl der Rechtsunsicherheit und Rechtlosigkeit erzeugt. Der völlige Mangel an preiswerten Kleinwohnungen hat die soziale Bedrängnis aufs äusserste gesteigert. Es dürfte endlich an der Zeit sein, dass das jetzige Rechtschaos durch das seit langem geforderte soziale Mietrecht beseitigt wird.

Der gegenwärtige Zustand auf dem Wohnungsmarkt bietet Anlass zu recht interessanten Vergleichungen zwischen der jetzigen Zeit und der Zeit, als die Marxisten noch Einfluss auf die Regierung hatten. Die Marxisten haben dafür gesorgt, dass in Deutschland gebaut wurde und dass die aus der Vorkriegszeit bekannten Fälle, dass jemand einfach mit seiner Familie auf die Strasse gesetzt wurde, nicht vorkommen konnten. Heute sind die Marxisten ausgeschaltet. Der Baumarkt liegt verödet da. Die schlimmsten Zustände der Vorkriegszeit werden sich bald massenweise in der Wohnungswirtschaft wiederholen. Noch ist es Zeit, dass sich die gesamte Bevölkerung dagegen wehrt. Der Einfluss der sozialen Reaktion in Deutschland muss gebrochen werden. Deshalb wählen wir am 5.März nur Sozialdemokraten, Liste 2.

SPD. Der Verwaltungsrat der Bank für Internationale Zahlungen (BIZ) verlängerte am Montag den im Jahre 1931 zur Stützung der deutschen Währung aufgenommenen 100 Millionen Dollarkredit um weitere drei Monate. Vom diesem Kredit sind bisher 14 Millionen Dollar zurückgezahlt worden. Nun verlangen die Gläubiger, vor allem die Amerikaner, eine beschleunigte Rückzahlung in Höhe von 20 Millionen Dollar. Die Frage der Rückzahlung konnte am Montag nicht entschieden werden. Nach Lage der Dinge wird man mit einer grösseren Rückzahlung durch die deutsche Reichsbank rechnen müssen, die vielleicht 10 % der Restsumme ausmachen wird.

SPD. Seit der am Montag voriger Woche vom Reichswirtschaftsminister Hugenberg abgegebenen Erklärung, dass die Regierung auf jedes Wirtschafts- und Währungsexperiment verzichten werde, stecken die deutschen Börsen in einem wahren Haussetaumel. In Erwartung weiterer Kurssteigerungen halten die grossen Banken mit Verkäufen zurück und verzichten vorläufig darauf, den Rahm von der Haussemilch abzuschöpfen. Andererseits tobt sich die Spekulation aus. Käufe

von geringem Umfang führen schon zu ganz erheblichen Kurssteigerungen. Auch die ausländische Spekulation, besonders die holländische, scheint in den letzten Tagen in das deutsche Börsengeschäft eingegriffen zu haben. Die Berliner Börse ist z.B. gegenwärtig der interessanteste Börsenplatz auf der ganzen Welt, auf dem sich die internationale Spekulation kräftig zu tummeln beginnt. Ueber das Ausmass der Hausse berichtet folgende Zusammenstellung:

		Montag 6.2.1933	Montag 13.2.1933
		(Notierungen an der Berliner Börse)	
Industrieaktienmarkt	I.G.Farben	102	110
	Siemens=Halske	124½	134½
	Rheinisch=westfl. Elektrizitätswerk	83	93,5
	Reichsbankanteile	136	151
	Vereinigt.Stahlwerke	31 5/8	37
	Rhein.Braunkohle	188	196
Rentenmarkt	Ver.Stahl=Obligationen	60,5	70,5
	Altbesitzanleihe	60	67
	Neubesitzanleihe	7,60	9,65
	Mittelstahlobligationen	69	76,5
	6%ige Pfandbriefe	ca. 80	ca. 85
	6%ige Kommunalobligationen	70	74

Die Hausse steht im ausdrücklichen Gegensatz zu der Stimmung in der Wirtschaft. Dort hat sich die Unsicherheit gesteigert. Ein Beispiel dafür ist die Beurteilung, die die kommende Leipziger Messe in weiten Kreisen findet. Man ist allgemein der Auffassung,dass die Ungewissheit und die Unsicherheit das grosse Geschäft, mit dem man bei der kommenden Leipziger Messe rechnete, unterbinden werden.

SPD. Der Gesamtvorstand des Reichsbundes Deutscher Mieter e.V. (Sitz Berlin) hat zur mieterpolitischen Lage Stellung genommen und an den Reichspräsidenten,den Reichskanzler, den Reichsarbeitsminister und den Reichsjustizminister folgendes Telegramm gesandt:

"Millionen deutscher Mieter sind in grösster Not.Die gegen die Vorkriegszeit erheblich überhöhten Mieten sind vielen unerschwinglich.Hundert tausenden Familien droht die Exmission. Weitere Senkung der Mieten und wirksamer Vollstreckungsschutz sind unaufschiebbar. Reichsmietengesetz, Mieterschutzgesetz und Wohnungsmangelgesetz müssen unbedingt in Kraft bleiben,um Verzweiflung zu verhüten. Wohnung und Gewerberaum,die Grundlagen der Existenz des deutschen Volkes,müssen von der Reichsregierung unverzüglich durch Notmassnahmen gesichert werden."

\+ + +

Der Zentralverband Deutscher Haus= und Grundbesitzervereine, dessen Delegiertenversammlung am Sonntag tagte, wandte sich scharf gegen ein soziales Mietrecht. Der Vorsitzende des Verbandes, Stadtrat Humar, warnte vor staatssozialistischen Experimenten. Für die Gesundung des Hausbesitzes sei die Beseitigung der Wohnungszwangswirtschaft dringend nötig. Ein soziales Mietrecht würde dagegen einen völligen Umsturz der jetzigen Rechtsordnung zur Folge haben. Im übrigen wurde von der Delegiertenversammlung die unbedingte Aufhebung des Wohnungszwangsgesetzes zum 1.April 1933 gefordert.

\+ + +

Die Reichsregierung ist in den nächsten Tagen vor die Entscheidung gestellt, was sie auf dem Wohnungsmarkt tun will. Lässt sie die Dinge treiben, dann bedeutet das für Tausende deutscher Familien, den ärmsten der armen, eine Katastrophe.

SPD. Am deutschen Schmalzmarkt sind die Grosshandels= und auch die Kleinhandelspreise im Steigen begriffen. Der Grosshandel weist darauf hin,dass die Bestände infolge der Ende des verflossenen Jahres eingetretenen Kontingentierung (Drosselung) der Schmalzeinfuhr äusserst gering sind und ihn die vorhandenen geringen Bestände vom Kleinhandel sozusagen aus den Händen gerissen werden. Auf dem Berliner Markt haben sich die Preise vom Donnerstag verflossener Woche bis zum Montag dieser Woche um 21 bis 22 Mark pro Doppelzentner erhöht. Die Berliner Grosshandelsnotierung für Schmalz weist folgende Entwicklung auf:

am 31.12.32,vor der Kontingentierung kostete 1 Ztr.Schmalz 49 - 50 Mark
" 8.2. 33 vor der Veröffentlichung der Schmalzzollerhöhung kostete 1 " " 46 - 47 Mark
" 11.2. 33 nach der Veröffentlichung der Schmalzzollerhöhung kostete 1 Ztr. " 57 - 58 Mark.

In der Fachwelt zweifelt man nicht daran,dass sich die Schmalzzollerhöhung voll und gwanz auf den Konsumenten abwälzt. Es wird darauf verwiesen, dass Amerika, der grösste Schmalzlieferant ,seine Mitte des Jahres 1932 immerhin beträchtlichen Bestände in Mittel= und Nordamerika und auch in europäischen Ländern z.B. in Spanien untergebracht hat. Andererseits haben sich die amerikanischen Schweinebestände verringert,sodass auf dem Weltmarkt in Zukunft der Nachfrage ein verringertes Angebot gegenüber stehen muss,was sich in höheren Preisen auswirken wird.

Schlechtes Mehlgeschäft.

(Berliner Getreidebörse vom 13. Februar.)

SPD. Das Mehlgeschäft hat sich am Montag weiter verschlechtert und lag fast leblos. Die Zurückhaltung durch die Landwirtschaft hielt weiter an. Die Umsätze auf beiden Märkten waren äusserst gering. Die Stützungsstellen verfolgten die Taktik, besonders die Maitermine zu stützen, während sie bisher die Märztermine bevorzugten.

	11.Febr.	13.Febr.
	(ab märkische Station in Mark)	
Weizen	188 - 190	188 - 190
Roggen	154 - 156	154 - 156
Braugerste	165 - 175	165 - 175
Futter= und Industriegerste	158 - 164	158 - 164
Hafer	114 - 117	114 - 117
Weizenmehl	22,50 - 25,75	22,50 - 25,75
Roggenmehl	19,50 - 21,50	19,50 - 21,50
Weizenkleie	8,00 - 8,40	8,00 - 8,40
Roggenkleie	8,70 - 9,00	8,70 - 9,00

Handelsrechtliche Lieferungsgeschäfte: Weizen März 205 - 204¾ (204½), Mai 208¾ - 208 (207½), Roggen März 165½ - 165 (165), Mai 168¼ - 167¾ (167½), Hafer März - (123½), Mai 126½ - 126 (126¼).

Die sozialistische Frau

FRAUEN-TAGE DES S.P.D

Nr.14. Berlin, den 13.Februar 1933.

Erweiterung des Züchtigungsrechts.[x]

SPD. Man kann nicht behaupten, dass das Prügeln in den Volksschulen jemals völlig aufgehört habe. Aber man war doch in dieser Angelegenheit schon um ein erhebliches Stück vorwärtsgekommen. Nicht zuletzt war es dem Deutschen Lehrerverein, der durch seine immer wiederkehrenden Forderungen die Prügelstrafe aus den Schulen gänzlich zu verbannen suchte, zu verdanken, dass das Preussische Kultusministerium die körperliche Züchtigung auf das weitgehendste einschränkte. Der bedeutsamste Erlass, der in der Frage der Prügelstrafe zwar nicht vollständige Klärung brachte, aber doch die Lehrerschaft anwies, nur in ganz wenigen ausserordentlichen Fällen die körperliche Züchtigung anzuwenden, war der von 1928, der vom damaligen Kultusminister Becker unterzeichnet worden ist. Nach einer grundsätzlichen Feststellung des Ministers, in der er betonte, dass er am liebsten die Prügelstrafe ganz aus der Schule entfernt hätte, schränkte er die Prügelstrafe auf das weitgehendste ein. Er ordnete an, dass die Prügelstrafe nicht im ersten und zweiten Schuljahr anzuwenden sei, um das Vertrauen der Kinder zu ihrem Lehrer nicht zu zerstören, dass Mädchen überhaupt nicht körperlich gezüchtigt werden dürfen, und dass (und hier liegt wohl das Hauptgewicht des Erlasses) Unaufmerksamkeit und mangelhafte Leistungen nicht durch Prügel bestraft werden sollten. Massgebend und bestimmend für diesen Erlass war die Haltung der modernen Pädagogik gewesen, die längst erkannt hatte, dass Prügel nur als ein Notbehelf, ja, von der Seite des Kindes aus gesehen, als Schädigung zu betrachten sei. Die moderne Psychologie hat zahlreiche Fälle ermittelt, in denen das Kind schon durch eine einmalige ungerechte Prügelstrafe für sein ganzes Leben geschädigt worden ist.

Nun ist vor einigen Tagen, noch unterzeichnet vom kommissarischen Kultusminister Kähler, der inzwischen seinen Platz dem Nationalsozialisten Rust hat einräumen müssen, ein Erlass herausgekommen, der die Prügelstrafe neu regelt. Man muss es schon verstehen, Erlasse zu lesen, um den Zweck, der hier erreicht werden soll, zu erkennen. Beim ersten flüchtigen Ueberlesen wird man zunächst gegen die schönen Worte, die dem Erlass vorangesetzt sind, nicht viel einzuwenden haben. Aber sieht man schärfer hin, dann kündigt sich auch in diesen Worten der neue Geist an, der künftig die Schule beherrschen soll. Der Minister spricht davon, dass die Jugend nur dann für ihren Dienst an Volk und Staat wohlvorbereitet sei, wenn sie unbeschadet ihrer Erziehung zur Selbständigkeit und zum lebendigen Gebrauch ihrer Kräfte gelernt habe, sich in Zucht und Gehorsam den Ordnungen der Erziehungsgemeinschaften einzufügen und sich willig echter Autorität unterzuordnen. Man erkennt aus diesen Worten deutlich die neue Parole: Will der Staat sich als Autorität bei allen Volksteilen gleichmässig durchsetzen, so wird er seine Erziehungsarbeit dort ansetzen, wo sie am meisten Erfolg verspricht, in der Schule. Ist das Ziel erreicht, in den Schüler den Geist der Unterordnung fest zu verankern, so braucht der Staat nicht bange um seine Zukunft zu sein. Der Geist der Freiheit, der selbstgesetzten Entscheidung, ist dann für immer in Deutschland vernichtet. Der Minister ist in seinem neuen Erlasse so vorsichtig, die vorhin genannte Verordnung von 1928 nicht aufzuheben, ja, er spricht sogar den Wunsch aus, dass die Prügelstrafe aus der Schule verschwinde, aber andrerseits ist aus der

empfohlenen Praxis deutlich die Umkehr vom Erlass von 1928 zu merken. Zum ersten: Hat der "in pädagogischem Ernst und innerer Pflichttreue arbeitende Lehrer" die körperliche Züchtigung in seiner Klasse angewendet, "dann soll er den für die Wahrung seiner Autorität notwendigen Schutz finden." Das bedeutet, dass, wenn er auch in all den Fällen geprügelt hat, in denen sonst die körperliche Züchtigung verboten war, eine disziplinarische Bestrafung nicht mehr in Frage kommt. Er kann also künftig in jedem Falle prügeln, wenn er nur imstande ist, nachzuweisen, dass er "aus allgemeiner gewissenhafter pädagogischer Haltung gehandelt hat". Und welcher Lehrer vermöchte nicht nachzuweisen, dass er die allerbesten Absichten durch sein Prügeln erreichen wollte! Ein Nadelöhr, durch das sogar ein Kamel schlüpfen kann!

Aber noch mehr: Hat der Lehrer die Grenzen körperlicher Züchtigung so weit überschritten, dass man schon von Körperverletzung in juristischem Sinne reden kann (so deutlich drückt sich allerdings der Minister nicht aus), dann soll auch in diesen Fällen von einer Bestrafung des Lehrers abgesehen werden. Um jeden Vorwurf einer demagogischen Interpretierung zu vermeiden, sei die betreffende Stelle im Wortlaut mitgeteilt:

"Auch in den Fällen, in denen sich herausstellt, dass der Lehrer sich in seinen erzieherischen Massnahmen in dieser Richtung vergriffen hat, würde es nicht den Absichten und Wünschen des Ministeriums entsprechen, wenn die Schulaufsichtsbehörden in der Verhängung der im Erlass (von 1928) genannten disziplinarischen Massnahmen das regelmässig anwendbare Mittel zur Erreichung des Ziels des Erlasses sehen würden."

Wir haben es herrlich weit gebracht; wir kehren zu jener glorreichen Zeit vor dem Kriege zurück, aus der uns viele Fälle einer masslosen Züchtigung von Schulkindern bekannt sind. Ist dem Lehrer nicht in dieser Hinsicht freie Bahn geschaffen, wenn er trotz aller schönen Worte doch bei jeder noch so weit gehenden Überschreitung des Züchtigungsrechtes straffrei bleiben soll? Muss er sich nicht vielmehr in seiner Haltung bestärkt fühlen, wenn er diesen Erlass, der ganz auf den Ton "Autorität" abgestimmt ist, durchliest? Wird er nicht glauben, im neuen Geiste und in neuer Gesinnung zu handeln, wenn er die Kinder durch Prügel zu Willfährigkeit und Gehorsam zu erziehen sucht?

Dieser Erlass ist einer der gefährlichsten, die uns von der "grundsätzlich neuen Staatsführung" beschert worden sind. Er droht langsam, aber sicher all das zu untergraben, was in mühevoller Arbeit seit den Tagen von 1918 aufgebaut worden ist. Das schöne Vertrauensverhältnis, das sich in sehr vielen Schulen zwischen Lehrer und Schülern, zwischen Eltern und Erziehern gebildet hatte, ist in Gefahr. Es wird an den Eltern und an den Lehrern liegen, sich auch durch noch so schöne Worte nicht verführen zu lassen, einen Weg zu beschreiten, der die Zeit der finstersten Reaktion wieder erstehen lässt.

-g.

---

x

Der kleine Nik.

SPD. Der kleine Nik setzte sich auf die heissen Treppensteine der Schenke, die seinem Elternhause schräg gegenüber lag, und sah mit plierenden Augen in die Sonne. Er rutschte einige Male hin und her, denn der Stein war heiss und seine Hose dünn und fadenscheinig.

Nik war schläfrig. Hitze oben und unten, überall. Sein schmächtiger, ausgehungerter Körper wehrte sich gegen die Müdigkeit, die ihn zu überwältigen drohte. Er spielte mit den Augen nach allen Richtungen, besah aufmerksam und zwingend diesen und jenen Gegenstand, Dinge, die er vordem nie beachtet, nur um sich wachzuhalten. Auf dem Bretterzaun gegenüber sass des Nachbars schwarzer Kater und äugte herüber. Dem Burschen zuckte es in den Fingern, die Katze mit Steinen zu werfen, wie er es sonst immer tat. Aber er war zu müde.

Vor der Schenke hielt ein mit Kohle beladener Kippwagen, wie man sie heute seltener sieht. Der Fuhrmann zog die hölzerne Krippe aus dem Torweg, schüttete aus einem Sack Hafer und Häcksel hinein und schob das Futter dem Pferde hin. Dann warf er den Sack auf den Wagen und wandte sich an den schläfrig sitzenden Nik: "Du kannst dem Gaul gleich zwei Eimer Wasser in die Krippe schütten."

Nik ging drei Schritte von dem Fuhrmann ab und fragte:"Wat gibste?"

"Lausejunge!" schimpfte der Mann und ging in die Wirtsstube.

Nik, ohne über den geschäftlichen Misserfolg verstimmt zu sein, sammelte auf der Strasse kleine S teinchen, setzte sich wieder auf den heissen Treppenstein und bewarf die Spatzen, die sich lärmend und balgend auf dem Krippenrande herumtrieben und mit dem Pferde Mahlzeit hielten.

Plötzlich fiel ihm ein, dass er Hunger hatte. Er scheuerte seinen Bauch, schaukelte von einem Gesässteil auf den andern und überlegte, ob er nach Hause gehen sollte, um ein Stück Brot zu erwischen. Nach kurzem Nachdenken stand er auf, warf noch ein paar Steinchen nach den Spatzen, pfiff sich eins und lief quer über die Strasse nach Hause.

Die Mutter stand am Herde und scheuerte, als Nik mit zögernden Schritten eintrat. Ängstlich strich er am Türpfosten herum und wartete, bis die Mutter ihn fragen würde. Niemals wagte er zu sagen, dass ihn hungerte; denn die Mutter sparte nicht mit Schimpfworten und schlug eine harte Hand. Mit der Hand strich Nik sich über den hungrigen Bauch und schielte nach dem schäbigen Küchenschrank.

"Scher' dich auf die Strasse!" schrie die Mutter. Der Bursche tat, als höre er es nicht, und blieb stehen. "Du hast wohl wieder Hunger, du ausgefressener Balg!" keifte sie weiter. Nik nickte und wischte sich mit dem Handrücken die Nase.

"Es gibt nichts! Ihr fresst mir die Haare vom Kopfe. Schulden hat man bis über beide Ohren und keinen rechten Verdienst. Geh' weg!"

Aber der hungrige Nik hatte auf dem Tische, auf dem unzählige Fliegen krabbelten und unappetitliche schwarze Punkte hinterliessen, eine halbe Brotschnitte gesehen. Sein Knabenhirn wälzte sekundenlang den Gedanken: "Wie bekomme ich die Brotschnitte?" Zögernd schlich er in die Nähe des Tisches, ängstlich die Mutter betrachtend; erfahrungsgemäss wusste er, dass sie auch zielsicher mit allen handlichen Gegenständen werfen konnte. Noch einen Schritt, noch einen halben, und Nik hatte das Brot erwischt; wie der Blitz war er draussen. - Das Brot war hart und trocken. "Schadet nichts," dachte Nik und biss rundherum die Kruste ab, die er bedächtig kaute und mit viel Speichel vermischte. Er nahm ganz kleine Stücke, wie ein geiziger Hausvater, der mit seinem Vorrat lange reichen will. Es schmeckte ihm wie die feinste Delikatesse. Als die Kruste abgebissen war, bedachte er, ob es gut sei, den weichen Teil des Brotes auch gleich zu verzehren. Sein Entschluss schwankte. Schliesslich entschied er sich, zu warten; es ging ihm ja nichts verloren. So ballte er das Brot in seiner kleinen schmutzigen Faust zu einem Klumpen, der, je mehr er ihn knetete, umso dunkler und weicher wurde.

Nicht weit von der Schenke wurde dreimal in der Woche auf einem grossen Platze Markt abgehalten. Die Burschen des Viertels trieben sich stundenlang zwischen den Ständen herum, stahlen den Bauern das Obst von den Wagen und rauften um die Beute. Oder sie suchten in den Abfällen nach Futter für ihre Kaninchen.

Nik erinnerte sich, dass Markttag war, und es fiel ihm ein, dass er vor kurzem dort einen üppigen Fund gemacht hatte. Einer Frau war eine Tüte mit Waldbeeren auf den schmutzigen Steinboden des Marktplatzes gefallen, und sie hatte sie liegen lassen. Die köstlichen Beeren lagen verlassen auf einem Häufchen. Rasch entschlossen erbettelte Nick sich eine leere Tüte und schöpfte die beschmutzten Beeren mit der Hand hinein.

Auf diesen Markt ging Nik. Mit der schmutzigen Hand den Brotteig knetend,

und zuweilen ein Stückchen davon in den Mund schiebend pendelte er über den Platz an den Ständen vorbei. Seine für alle Marktvorgänge geschärften Augen wanderten hin und her. Unter einem Stande lagen zwei dicke Birnen, die vom Verkaufstisch herabgefallen waren. Mit Luchsaugen erspähte Nik die Beute. Aber er traute sich noch nicht heran. Einige Male ging er an dem Stande vorbei und drängte sich innerlich: "Jetzt! ..... Jetzt!"

Als er sich so mehrere Minuten Mut gepumpt hatte, schnellte er wie ein Wiesel unter den Stand. Seine verschmierten Fäuste umkrallten die Beute. Mit der gleichen Geschwindigkeit sprang er zurück, wie eine schwippige Gerte, und rannte davon. Der Händler stand verblüfft hinter seinem Stande und stierte dem Jungen nach. Wäre nicht eine niederträchtige Bananenschale auf dem Wege gewesen, so hätte niemand an eine Verfolgung gedacht, und Nik wäre entkommen. Aber da lag er auf der Nase, und die Birnen rollten über die Steine. Ein paar Männer fielen über ihn her und verprügelten ihn. Der Bursche schrie wie besessen und biss einen Mann, der ihn festhielt, ins Bein. Der Mann brüllte, liess Nik los und fiel vor Schreck unsanft auf den Boden.

Mit nassen Augen und verheultem Gesichte trollte Nik sich nach Hause, er glaubte, es wäre ihm ein grosses Unrecht widerfahren.

Zertreten zu unförmigen Klumpen lagen die Birnen auf dem Marktplatz.

Fritz Tewes.

Die Orange.[x]

SPD. In dem grossen Hause nannte man sie stets die "Witwe", doch war ihr Mann nicht tot, sondern trieb sich irgendwo in der Welt herum; vielleicht auf einem Spreekahn, vielleicht als Heizer eines Küstendampfers, vielleicht auf der Landstrasse. Sie wusste es nicht. Schon seit einem Jahre hatte sie keine Nachricht mehr von ihm erhalten. Doch schien sie sich damit abgefunden zu haben und schlug sich mit ihren beiden Kindern durchs Leben; ohne zu klagen; als lohnte es sich nicht, darüber zu reden, dass ein Mann seine Familie verliess, um für sich ein Abenteurerdasein zu führen.

Sie war eine der vielen Heimarbeiterinnen, die von den grossen Konfektionsfirmen beschäftigt werden. Wenn ich an ihrer Stube vorbeikam, hörte ich durch die Tür das Klappern der Nähmaschine, und manchmal sah ich sie mit einem grossen Ballen an der Haltestelle der Strassenbahn warten. Dann fuhr sie zur Ablieferung in die Stadt.

Sie war noch nicht hoch in den Jahren; wohl erst Ende zwanzig, aber die Arbeit in den Nächsten hatte ihren Wangen die Farbe genommen, die Stirn gerunzelt und um den Mund die ersten frühen Faltengelegt. Sie arbeitete wie ein Pferd und mühte sich vom frühen Morgen bis in den späten Abend hinein, doch verdiente sie in der Woche nur ein paar Mark, die kaum ausreichten, um sich und die Kinder zu erhalten. Einmal hörte ich, wie sie die Kinder heftig ausschalt, weil sie ein Groschenstück verloren hatten; die Tür zu ihrer Stube stand offen, und ich werde nie den bedrückenden Anblick dieser blossen Armut vergessen, den eine peinliche Sauberkeit nur noch erhöhte.

Ihre ganze Sorgfalt wandte sie den Kindern zu. Stets hatten sie saubere Kleider an, wenn sie auch dutzendmal gestopft waren und ausgeblichen vom vielen Waschen. In der Woche konnte sie sich ja nicht viel mit ihnen abgeben; die Arbeit nahm ihr die meisten Stunden ihres Tages; aber dafür ging sie mit ihnen Sonntags schon früh zu Verwandten, die in einer Wohnlaube in der Vorstadt wohnten. Die Kinder liefen neben ihr Hand in Hand; ihre bunten Kappen leuchteten, und der Knabe führte aufmerksam das Schwesterchen.

Eines Tages kaufte ich am Karren des Obsthändlers, der unweit des Hauses

stand, frische Orangen; schöne, grosse Früchte. Sie leuchteten dunkelgolden. Als ich die Treppe hinaufging, standen die Kinder der Näherin an der Tür. Sie hatten bedrückte Gesichter, und als sie mich sahen, verfolgten mich ihre Augen und blickten begehrlich auf die Tüte mit den Orangen, die ich in der Hand trug. Es lag so viel Traurigkeit in ihren Kinderaugen, dass ich mich schliesslich umdrehte und zurück ging. Ich nahm aus der Tüte zwei Orangen und reichte jedem der Kinder eine. Sie wurden verlegen, hielten die Früchte in ihren kleinen Händen und sahen mich immer wieder verwundert an. Als ich ihnen zuredete, trat in ihre Augen ein Leuchten; sie nickten, blickten sich glücklich an und verschwanden dann wie mit einem kostbaren Schatz in der Stube. Ich dachte, wie arm muss das Leben dieser Kinder sein, dass ihnen ein so geringes Geschenk soviel Freude bereiten kann.

In den nächsten Wochen hatte ich hin und wieder eine Kleinigkeit für die Kinder, mal ein Stück Kuchen, dann einen Kreisel oder auch bunte Murmeln, mit denen sie im Hofe spielten. Nach und nach fassten sie Zutrauen und berichteten mir von ihren Erlebnissen; sie weihten mich in ihre Spiele ein, und ich wurde ihr Beschützer. Aber ich sah auch, wie ihre Gesichter blasser wurden; ich sah die kümmerliche Magerkeit ihrer Körper und wusste, dass sie zu den vielen Kindern des Bezirkes gehörten, die unterernährt waren, und deren Entwicklung die steigende Not hemmte und verdarb. Ich hoffte, noch etwas für sie tun zu können vielleicht wäre es möglich gewesen, sie bei Bekannten auf dem Lande unterzubringen, doch wurde ich in jener Zeit selber krank, und als ich nach Wochen aus dem Krankenhause entlassen wurde, hörte ich von den Hausbewohnern, dass di Näherin mit ihren Kindern das Haus verlassen hatte. Niemand kannte ihre Adress

Ich habe die Kinder nie wieder gesehen. Wer weiss, in welcher Strasse, in welchem Hause sie jetzt lebten! Doch nie vergass ich ihre glänzenden Augen, ihr einfaches Kinderglück von jenem Tage, da ich ihnen die Orangen gab. Ich habe viele glückliche Kinder gesehen, deren Kindheit behütet war, und die weder Hunger noch Entbehrung kannten; aber sie waren, gemessen an jenen, schon übersättigt und verdorben durch die Erfüllung der meisten ihrer Wünsche. Jene aber erschienen mir, mochten sie jetzt auch noch in Lumpen gehen, als die kommenden Menschen, deren starke Arme einmal die Welt regieren würden.

Kaliban.

Eine Proletarierfrau weint.[x]

SPD. Ich sitze in der Küche am Fenster, und draussen schwebt leise die Dämmerung hernieder. Die Küche ist kalt. Ich bin todmüde und sehr traurig. Ich glaube, ich könnte die Dämmerstunde gern haben; sie wäre vielleicht traulich und gemütlich, wenn es in mir nicht so trostlos aussähe. Jetzt möchte ich diese Stunde hassen, wenn es noch Sinn hätte zu hassen. Aber ich bin müde, nur einfach müde, dass ich nichts so sehr wünschte, wie zu erlöschen, gleich einer Kerze im nächtlichen Wind.

Was ich bin? Eine Proletarierfrau. Also ein Nichts, eine von Millionen, die alle ebenso müde sind wie ich.....

Ich friere, nicht so sehr am Körper, trotzdem mein Atem wie Nebel die Küchenluft durchweht, - ich friere innerlich. Unsinnig zu denken, dass es warme Stuben und heisse Herzen geben soll! Ich möchte....

Aber was rede ich von <u>mir</u>? Was <u>ich</u> möchte, ist ja gleichgültig; doch der Mann und das Kind. -

Ich war heute mit Fritzchen beim Arzt. Fritzchen ist mein Kind. Er hatte in der letzten Zeit oft über Kopfschmerzen und Schwindelanfälle geklagt. Nicht Schlimmes, sagte der Arzt, eigentlich nur etwas unterernährt; "nur etwas", hatte er gesagt. Gutes Essen, vor allem Butter und Eier, und viel Sonne und

Wärme - dann wäre bald wieder alles in Ordnung. Der Herr Doktor war sehr freundlich, und ich habe nichts gesagt. Wozu auch? Aber nun sitze ich hier und friere, weil ich meinem Kinde keine Butter und Eier geben kann. Höchstens Margarine. Und Sonne und Wärme, - in dieser Küche? Ich möchte schreien, ganz laut und gellend; aber dazu bin ich eigentlich doch zu müde. Und weinen will ich nicht.

Ich muss vielmehr an ein Märchen denken, das ich meinem Jungen (dummerweise) einmal erzählte: von Kindern, die alles hatten, Eier, echte Butter, Schokolade, ein herrliches warmes Zimmer, Reisen, eine vornehme, schöne Dame zur Mutter. Da fragte Fritzchen die Frage aller Proletarierkinder: Warum habe ich das nicht? - Warum, oh dieses furchtbare Warum! Schlimm bei uns abgebrauchten Menschen, aber unerträglich bei einem Kinde, - meinem Kinde! Warum....?

Der Mensch sollte eigentlich nicht zuerst an die groben und äusserlichen Dinge des Lebens denken, an Essen, Schlafen, Wärmen, sondern an alles Schöne und Erhabene, wie Religion und Weltanschauung und Kunst. Sicherlich sollte er das! Aber wenn der Mensch Hunger hat und friert, und wenn die Kinder frieren und "nur etwas" unterernährt sind!? Da schreit man doch zuerst um Gerechtigkeit und Brot, - wenn man dazu nicht zu ausgekratert wäre.

Da ist zum Beispiel mein Mann. Natürlich arbeitslos. Früher war er so fleissig und gut. Jetzt ist er verbraucht. Vom Nichts verbraucht! Er steht meistens an der Strassenecke und redet von Politik. Aber einmal hat er die ganze Unterstützung vertrunken und mich hinterher verprügelt; und ein anderes Mal hat er einen ganzen Abend lang in meinen Armen geweint. Wenn ein Mann so trostlos und verzweifelt weint, ist das beinahe ebenso schlimm, wie wenn er mit hilflosem Lächeln Kartoffeln schält oder Geschirr abwäscht. Jetzt ist er meistens verbissen, und mit mir spricht er kaum noch ein Wort. Manchmal sehe ich, wie er Fritzchen finster anblickt. Ob er dann auch immer an das sinnlose Wort "Warum" denken muss? Warum müssen wir vielen verkommen, wenn einige Wenige hunderttausend oder sechshunderttausend Mark im Jahr verdienen? Oh, ich kann es gut verstehen, wenn unsre Männer immer finsterer blicken.

Ich sitze in der kalten Küche, und es ist dunkel geworden. Was bin ich? Eine Proletarierfrau, eine von Millionen, ein Nichts. Und doch bin ich eine Mutter, und auch ich liebe meinen Mann. Warum...? Doch nicht mehr fragen, sonst muss ich weinen. Ich bin müde und trostlos leer. Und mein Fritzchen soll gute Butter und Eier essen! Da muss ich doch ein klein wenig weinen....

Max Wedemeyer.

SPD. Der Bärenpelz.[x] Mein Freund P. ging neulich mit seinen zwei Kindern in den Zoo. Sie blieben vor dem Bärenkäfig stehen. Hier entspann sich folgendes Gespräch: "Pap

"Papa, kann der Bär seinen Pelz ausziehen?" fragte der fünfjährige Hans.

"Erich, sieben Jahre alt, erwiderte: "Du bist ja dumm. Ein Bär kann doch seinen Pelz nicht ausziehen."

"Hans liess nicht nach: "Mutti kann doch auch ihren Pelz ausziehen."

"Ja, Mutti ist doch auch kein Bär."

"Warum kann ein Bär denn seinen Pelz nicht ausziehen?" fragte Hans.

Erich dachte eine Weile nach. Dann war ihm die passende Antwort eingefallen: "Weil nur Gott weiss, wo die Knöpfe sitzen."

Kunst und Wissen

UNTERHALTUNGSBEILAGE DES S·P·D

Wir Stoker...[x]

SPD, In einer kleinen Hafenkneipe traf ich ihn eines Tages, als ich meinen üblichen Bummel machte. Er sass allein am Tische, den Kopf in die Hand gestützt, trübselig in ein erkaltendes Grogglas starrend. Während ich mit dem Wirte plauderte, hatte ich Zeit, den fremden Gast zu betrachten. Unverkennbar war er ein Semann. Das sah man an seiner blauen Kleidung und an der typischen Art, wie er die Schiffermütze auf dem Kopfe hatte. Ich beschloss, ein Gespräch mit ihm anzufangen, und setzte mich zu dem Fremden an den Tisch.

Längere Zeit sassen wir uns stumm gegenüber. Der Gast hatte, als ich mich zu ihm gesetzt hatte, nur kurz und, wie mir schien, unwillig aufgeblickt.

"Keine Heuer?" begann ich zu fragen. Er zog die Mundwinkel geringschätzig herab. "Dämliche Landratte, würde ich sonst hier sitzen?" dachte er in diesem Augenblick sicherlich.

"Heuer, - Heuer, - wo jetzt jeder Kasten mit Oel fährt? Da bleibt für Stoker kein Platz vor dem Kessel!"

Also Stoker war er, Heizer. Unwillkürlich stellte ich mir vor, wie dieser lange, sehnige Mann halbnackt vor den Feuern stand und mit der langen Stokerstange die Glut aufbrach.

Ein paar plattdeutsche Worte, die ich beiläufig hinwarf, machten den Heizer gesprächiger. Er wusste jetzt, dass er einen Landsmann vor sich hatte.

"Ja, Herr", begann er wieder", heute fährt jeder Eimer mit Oel, diesem dreckigen Massutzeug. Richtige, anständige Kohle wird nur noch selten verfeuert. Sehen Sie mal die "Bremen" und die "Europa"! Wie viele ehrliche Stoker könnten in deren Bäuchen vor den Kesseln stehen, wenn da noch richtige schwarze Kohle gebraucht würde! Aber die Zeit ist vorbei. Für die Stoker stehen jetzt Maschinisten, die nur den Oelstandmesser und die Düsen zu kontrollieren brauchen, Herr. Ich glaube, den alten Ascheimern geht es jetzt so, wie früher den Windjammern, den Segelschiffen. Die paar Dinger, die hier und da noch herumkreuzen, zählen ja gar nicht. Die Kohlenkästen haben sie verdrängt. Ich weiss noch, wie man Vater druckste und schimpfte, als die Qualmkästen schliesslich überhand nahmen. Ein Segler nach dem andern wurde aufgelegt. Neubauten gab es nicht. Nur noch Dampfer. Und jetzt? Kohle braucht die Reederei nicht mehr. Da rollen soundso viele Tankwagen an den Pier. Ein paar armdicke Schlauchleitungen werden angeschlossen, und schon gluckert das schwarze Oel in die Bunker. Das Teufelszeug! Was war das früher für eine Zeit, als wir noch Kohle trimmen mussten. Bei der Kriegsmarine hatten wir sogar Musik dabei. Die sollen jetzt aber auch alle Oelfeuerungen haben. Na ja, warum auch nicht? Nur wir Stoker sind die Leidtragenden dabei. Woher soll man denn jetzt noch Heuer nehmen, Herr? Als Decksmann nimmt mich keine Reederei. Laufen ja auch genug Arbeitslose herum."

Ich nickte ihm zu und fragte, wie lange er denn schon ohne Schiff sei.

"Wie lange? Na, gut acht Monate ist es her. Die letzte Reise ging nach der Salpterküste. Und dann war es aus. Abgemustert. Seefahrt ade! Werde ich jemals wieder eine Heuer kriegen? Glaube ich nicht. Da hat man nun jahrelang vor dem Feuer gestanden und wird jetzt kurzerhand an Land gesetzt. Trocken gelegt. Ich habe es manchmal schwer gehabt, das stimmt. Damals, als ich auf der "Walpurgis" fuhr. Wir verloren im Orkan Topp und Takel. Fünf Mann der Besatzung tot. Feuer aus den Kesseln. Wissen Sie, was das heisst, Herr? Orkan und kein Dampf im Kessel? Fehlte nur noch, dass wir das Ruder verloren hätten,

dann wären wir wohl zu den Haien gegangen. Na,wir haben die Sache geschafft - wenn auch mehr tot als lebendig.

Dann hatte ich einmal einen Verrückten an Bord. Das war eine Sache,die ich nie vergessen werde. War noch vor dem Kriege. Wir machten Tropenreisen. Wilde Fahrt.Kennen Sie die Tour? In Hamburg kriegte ich einen neuen Kumpel für meine Wache. War ein netter Junge. Sagte nicht viel und konnte arbeiten wie ein Pferd. Aber ein Stoker war er nicht. Als wir so in der richtigen Zone waren, kriegte er den Klaps. Wollte jeden totschlagen,der die Feuerungen aufriessen wollte. Die Hitze hatte ihn verrückt gemacht. Dem Leitenden sprang er zuerst an die Gurgel. Als ich dazwischen kam, haute er mir die Schürstange über den Arm. Wir boxten ihn schliesslich in die Schlacke, bis er für tot liegen blieb, und brachten ihn mit ein paar Pützen Wasser wieder zu Verstand. In der Nacht ist er dann über Bord gegangen. Die Haire werden sich gefreut haben. Na, er war auch kein Stoker.

Einmal habe ich sogar eine Meuterei mitgemacht. Auf einem Schweden.Der Chief hatte uns die Rumration nach dem Kesselreinigen verweigert. Da haben wir einfach den Dampf abgeblasen, und der Pott lief nicht weiter. Der Chief musste zum Alten, und dann brachte er uns selbst die doppelte Ration in den Bunker. Ohne Stoker fährt eben kein Ascheimer,Herr. Das wusste der Alte ganz genau.

Richtig ernsthaft wurde die Geschichte für mich auf dem "Aldebaran",als im Stillen Ozean ein Abdampfrohr platzte. Ich schlackte gerade mein Feuer ab, da knallte es über mir. Der Heizraum war augenblicklich in kochenden Dampf gehüllt. Himmel, wo stand mir da der Kopf! Halbnackt und dann einen Meter über mir der dicke Strahl Dampf. Ich warf mich platt auf den Boden in die glühende Schlacke. Dann kroch ich vorwärts und drehte das Sicherheitsventil zu. Ganz habe ich es nicht mehr geschafft, da klappte ich bei. Habe damals gut sechs Monate im Hospital gelegen. Aber der gute "Aldebaran" hat mich wieder abgeholt. Schade,er ist später abgesoffen. Da an der dänischen Küste,nicht einmal weit vom Land ab." -

Der Stoker schwieg und strich sich sinnend über die muskulösen Arme.Dann trank er seinen kalten Grog vollends aus.

"Ja,ja, Herr,wir Stoker sind ein aussterbendes Geschlecht..."

Heinz Jacobs.

Pah Ten und seine Lotosblume.[x]

Von K. J. Kuipers.

SPD. Das Geräusch eines Ochsenkarrens wies Sanders die Richtung,wie er aus dem Dschati=Busch gelangen konnte. Ein wenig später stand er auf dem Wege. Seine Taschenuhr zeigte drei Minuten vor halb fünf. Im Dunstlichte des Mondes lag unten das Meer.

Der Holländer lief hinter dem Bambuskarren her und begann laut zu rufen. Alle Karrentreiber Maduras lassen Nachts Ochsen ihren Gang gehen und schlafen unterdessen tief und gesund. Hier jedoch war's anders. Blitzschnell sprang der Eingeborene seitwärts zum Vorschein,riss die Pelita aus dem schwarzgeräucherten Biskuitblechkasten, der als Wagenlaterne diente, und hielt das Licht empor. "Oah, Ndoro? Sie??" klang es in singendem Tonfall des Maduresischen.

Der Mann keuchte vor Erregung. Das Messer,das er in der Hand hielt,schob er verstohlen in die Scheide zurück, zog sein Baadje, das Obergewand,aus und hängte es an den Karren.

"Tag,Ten", grüsste Sanders und streckte sich der Länge nach auf der Laubschicht aus,die den Karrenboden bedeckte. Seine Jagdflinte lag neben ihm. "Du bist verteufelt früh unterwegs,Ten!" sagte er gähnend.

"In der Schnittzeit des Zuckers gehe ich um Mitternacht von Hause fort, Ndoro."

Pah Ten war ein waschechtes Kind Maduras: sparsam, freimütig, aufbrausend, den Kupferring im linken Ohrläppchen und den Piso belati, den "Herzhalbierer", ganz lose in der Scheide. Vor Jahren hatte er bei Sanders als Pferdejunge seinen Dienst angetreten, wurde zum Hausdiener befördert, wähnte sich mit dieser Auszeichnung im siebenten Himmel und bewies seine Dankbarkeit mit einer Tat: Er verprügelte den neuen Pferdejungen, als dieser nicht mit 1 Pikol Kleie im Monat auskam. Später hatte Ten Anteil an seines Vaters Erbschaft, kaufte sich einen Karren und zwei Ochsen und wollte heiraten. "Sie ist", so schilderte er sie Sanders, "schlank wie der Pinangbaum auf dem Anwesen des Regenten; ihr Gang ist anmutig wie die Bewegung der Lotos, die auf dem Wasser schwankt, über das der Wind leise weht. Ihr Haar duftet nach der Tschempakablume, und dieser Duft verfolgt mich tagsüber bei der Arbeit und Nachts in meinen Träumen."

"Ja, Ten", seufzte Sanders, der einen braven Diener verlor, "solch Parfum wirkt wie Chloroform; was du sagst, ist eins von den herrlichen Dingen, die sich manchmal ereignen. Aber gib acht! Man bildet sich nie mehr ein, als wenn man jung und verliebt ist. Dann treibt dich die Phantasie, und das wirkliche Leben ist von Nebel umhüllt, Ten, wie deine Augen sich verdunkeln, wenn sie in die Sonne starren".

"Inggih! (Ja!)" stimmte Ten zu und heiratete doch. Das war vor drei Monaten. Noch gestern Abend hatte Sanders ihn gesehen und zum Besitz einer so schönen Blume beglückwünscht, wie sie die kleine Maduresin war. Ten hatte das Kompliment mit unergründlichem Gesicht entgegengenommen...

"Du bist ja so nass?" sagte Sanders jetzt, vom Wagen aus Ten betrachtend. Er richtete sich auf; der Karren ohne Federung holperte auf dem schlechten Wege zu stark, als dass man hätte lange liegen bleiben können. Tens blosser Rükken und Schultern glänzten im Mondschein. "Ich habe gebadet, Herr. Im Meer", sagte er und deutete seewärts.

Sanders erinnerte sich, dass er Ten hatte aus dem Gehölz kommen sehen. "Sage doch", erkundigte er sich nach einer Weile, "warum hieltest du dein Messer griffbereit, als ich kam?"

"Es konnte schlechtes Volk sein, Herr."

Sanders war erstaunt: "Ach wo! Ten, geschmeidig und muskelstark wie ein Panther - Angst? Ruft denn schlechtes Volk hinter dem Wagen her, um sich bemerkbar zu machen? Du hörtest doch an der Stimme, dass es ein Weisser war, der dich anrief."

Ten überging die Fragen. Er blickte angestrengt nach vorn und berichtete dann von seinen Geschäften und Ernten. Plötzlich drehte er sich um: "Ist das Gewehr geladen, Ndoro?" Und als Sanders bejahend nickte, deutete Ten nach vorn: "Dort läuft ein Tschäleng! Und da Sie doch noch nichts geschossen haben..."

Rasch ergriff Sanders die Büchse. Das dunkle Wildschwein war auf dem staubigen, mondhellen Wege so deutlich zu sehen wie eine Fliege in der Milch. Ten sah gespannt zu; als der Schuss gefallen war, sprang er rasch vom Karren, zog sein Messer und begann, das Tier auszuweiden. "Sonst ist das Fleisch in einer Stunde verdorben", erklärte er ungefragt.

Schweigend beobachtete ihn Sanders. Ten hatte früher viel für seinen Herrn übrig gehabt; aber das Ausweiden eines Schweines ist für einen gläubigen Mohammedaner doch reichlich... Er sah nachdenklich zu, bis Ten blutbespritzt wieder hinter den Ochsen sass. Der Tag brach an.

"Montor Päl", rief Ten plötzlich aus. In der Tat surrte in der Ferner der Motor der Feldpolizei mit zwei Beamten heran. Ten hielt sein Gefährt an und sprang ab. "Zum Kuckuck", schrie Sanders aus dem Halbschlaf auf, "die werden schon wissen, dass ich Jagderlaubnis habe! Fahre weiter!"

Aber die Päl war andrer Meinung. Der Motor verstummte, und einer der Männer kam auf Ten zu, wobei er einen erstaunten Blick auf Sanders warf. "Bist du Pah Ten aus der Dessa Sukur?" fragte er.

"Inggih", sagte Ten.
"Deine Frau ist ermordet!" Scharf blickte der Polizist Ten an.
"Inggih", bestätigte Ten lakonisch.
"Hm...woher weisst du denn das?"
"Sagt Ihr es nicht selber, Ndoro?" gab Ten zurück. Der Beamte knurrte eine Verwünschung und begann dann ein Gespräch mit Sanders. Durch Fernsprecher war ihm mitgeteilt worden, dass Tens Frau und ein fremder Mann um 4 Uhr früh ermordet aufgefunden worden seien. Die Meldung kam vom Dorfwächter, der auf den Lärm hin herbeigeeilt war. Von Ten keine Spur. "Wenn so etwas in einem Maduresenhause vorfällt, hat unweigerlich das Messer des Ehemanns das Wort geführt", meinte der Polizist.

Sanders sah sich um. Sich an Ten wendend, sagte er: "Du hast dein Baadje vergessen, Ten. Da hattest du nicht an, als du dich mit dem Schwein beschäftigtest, und doch ist es voller Blut..." Sanders sagte es traurig, und Ten schlug die Augen nieder. Als er wieder aufblickte, fragte er: "Sind sie tot? Alle beide?"

"Tot", bestätigte der Polizist.

"Ich habe es getan!" bekannte Ten mit heimlichem Triumph in der Stimme und streckte willig die Hände nach den Eisen aus, die jener bereit hielt.

Erinnerung an Alt=Berlin.[x]

SPD. Am Köllnischen Park zu Berlin, unweit der Jannowitzbrücke, steht ein grosses, aus rotem Backstein errichtetes Gebäude. Sehr schöne ältere Architekturstücke, feine schmiedeeiserne Gitter, kunstvolle Schlösser, interessante Portale schmücken die Fassade und das Innere. An seiner Nordseite aber steht ein grosses, steinernes Rolandsbild, eine Kopie der Statue vor dem Rathause zu Brandenburg a.d.Havel: Es ist das Wahrzeichen des Gebäudes, an dem die Fremden sich orientieren, auf das auch der vorübereilende Berliner einen raschen Blick wirft. Wir befinden uns am Märkischen Museum, das naturwissenschaftliche und kulturgeschichtliche Sammlungen enthält.

Seine Räume sind überraschend gut besucht. Schulkinder unter Führung ihrer Lehrer, Fremde, daneben aber, wie es scheint, auch eine ganze Anzahl von Berlinern bevölkern die Säle und Zimmer. Auch eine Gruppe von etwa 20 Arbeitslosen hat sich unter Führung eines ebenfalls stellungslosen Akademikers eingefunden, und die grosse Anteilnahme, die sie allem entgegenbringen, offenbart sich immer wieder in den Fragen, die sie unaufhörlich stellen, in der interessierten Art, wie sie Skulpturen und Zeichnungen auf sich wirken lassen. Auf unsre Fragen erfahren wir, dass sie sich bei dem gemeinsamen Stempeln auf dem Arbeitsamt kennen lernten, und der junge Akademiker war glücklich, unter den verschiedensten Berufen Kunstfreunde zu finden, denen er, wenn auch ohne Entgelt, sein Wissen vermitteln konnte. Erst waren es vier, allmählich aber schlossen sich immer mehr an, und jetzt treffen sie sich allwöchentlich zu Museums= und Galeriebesuchen.

Wir folgen ihnen durch die umfangreiche, sehr vielseitige Zitherausstellung, die zu Ehren des 100. Geburtstages Max Alberts, des Begründers der Zitherkunst, errichtet wurde, in ein kleineres, intim wirkendes Zimmer. "Die Nicolai= Ausstellung, die erst vor einigen Tagen zur Erinnerung an den im März bevorstehenden 200. Geburtstag von Lessing Freund, des Buchhändlers und Schriftstellers Friedrich Nicolai, hier aufgebaut wurde", erklärt der Führer. "Sie ist zwar weder sehr reich noch irgendwie nach aussen auffällig, aber für den, der sehen kann, birgt sie doch unendlich viel."

Schweigend sehen sich die jungen Leute in dem Raum um. An der Wand eine

grosse Büste, ringsum Bücher, Bilder, Zeichnungen. Der Führer lässt den Besuchern einige Minuten Zeit, sich zu sammeln. Dann deutet er auf die Büste: "Betrachtet Euch dieses Gesicht, aber nicht nur von vorn, sondern auch von der Seite!"

"Den kann keener für dumm verkoofen", platzt ein junger Handwerker heraus, um sofort infolge des stürmisch einsetzenden Gelächters verlegen zu verstummen.

Der Führer lächelt: "Deine kurze, drastige Bemerkung fasst zuzusammen, was die Literaturgeschichten auf so und so vielen Seiten erzählen", sagt er ruhig. "Diese nicht hohe, aber breite Stirn, die vorgeschobene Unterlippe, die Wülste über den Augen, der zusammengepresste Mund - so kann nur ein Mensch mit scharfem, kritischem Verstand aussehen. Der Bildhauer Schadow, der die Büste Nicolais 1789 modellierte, hat es verstanden, die charakteristischen Züge besonders herauszuarbeiten. Es ist sehr zu begrüssen, dass auch Fernerstehende hier eine wirklich lebendige Anschauung von Nicolai bekommen! Das ist mehr wert als Buchwissen!"

"Kyn feyner Kleyner Almanach", buchstabiert einer der jungen Leute mühsam das Titelblatt eines ausgestellten Buches. Der Führer nickte: "Ich habe Euch ja vorhin schon davon erzählt", sagte er. "Aber erst jetzt werdet Ihr begreifen, weshalb ein Mensch wie Nicolai Romantik, Volkslied, Sturm und Drang und alles, was damit zusammenhängt, bekämpfen musste. Er musste aus innerem Gesetz heraus sich auf die Seite der Aufklärung, der kühlen, kritischen Vernunft stellen. Betrachtet Euch übrigens die Einbände genau, diesen hier zum Beispiel in Halbleder, auch die Schrift und die interessanten Titelkupfer aus Nicolais "Allgemeiner Deutscher Bibliothek"! So etwas sieht man nicht alle Tage! Das sind lebendige Zeugen aus der Zeit vor 150 Jahren! Hier in diesem kleinen Raume werdet Ihr den Unterschied zwischen heute und damals deutlicher spüren, als wenn ich Euch stundenlang darüber erzählt hätte! Und hier: Etwas ganz Seltenes: Ein kleines Aquarell auf Pergament gemalt! Das ist Nicolai, wie er 1765 aussah, also 24 Jahre früher, als ihn die Büste darstellt."

"Gerade romantisch sieht er aber auch als junger Mann nicht aus!" meint ein junger Kaufmann. - "Sehr richtig gesehen!" erwidert der Führer. "Uebrigens der Beweis für meine Behauptung vorhin!" - "Und wer ist das da?" fragt ein Andrer und deutet auf ein grosses Wandbild. "Hofrat Parthey, Nicolais Schwiegersohn, der nach ihm die Buchhandlung übernahm," antwortete der Führer bereitwillig. "Und hier seine Tochter Lilli, deren Tagebücher aus der Berliner Biedermeierzeit hier ebenfalls ausliegen. Ich freue mich, sie hier in der Nicolai-Ausstellung zu finden. Sie runden das Bild, das man hier in diesem Raume gewinnt, auf eine feine, sympathische Weise ab. Aber jetzt wollen wir noch rasch einen Blick auf die Wiedergaben des Nicolai-Hauses in Berlin in der Brüderstrasse 13 werfen, die Ihr hier drüben an der Wand seht, damit wir etwas vorbereitet sind, wenn wir das Haus selbst besuchen, das übrigen heute noch im Besitz von zwei alten Damen Parthy ist, und in dem sich heute das Lessing-Museum befindet". Und wieder erklärt er unermüdlich, voll innerer Freude am Schauen, und seine jungen Zuhörer hängem an seinen Lippen und vergessen für einige schöne, inhaltsvolle Stunden, dass sie überflüssig sind auf dem Wirtschaftsmarkt, ausgestossen aus Fabriken, Büros und Werkstätten. - -

Als wir gemeinsam mit der kleinen Gruppe das Märkische Museum verlassen, da umfängt uns mit einem Schlage, herb und unvermittelt, der Lärm der modernen Grosstadt. Lastwagen rumpeln die Strasse entlang, Autos flitzen vorbei, und von der Spree tönt das durchdringende Tuten eines Dampfers herüber. Wenige Schritte weiter, und man steht vor den imposanten Bauten der deutschen Arbeiterbewegung, der Arbeiterbank und dem Hause des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, Zeugen moderner Sachlichkeit und zielbewussten politischen Wollens. In diese Welt der Gegenwart aber tönen plötzlich, wie verirrt, dünne, zarte Glockentöne: das Glockenspiel der Parochialkirche vom jenseitigen Ufer

der Spree. Unsre Freunde sind stehen geblieben und horchen. Ihr Führer aber sagt, und dabei liegt wieder das warme,feine Lächeln über seinem Gesicht: "Ja, seht Ihr, das ist Berlin! Wer es wirklich kennen lernen will, der muss beides in sich aufnehmen, winklige Gassen und breite Asphaltstrassen,kleine Fischerhäuser und diese modernen Gemeinschaftsbauten,das Choralglockenspiel einer alten Kirche und - den zielbewussten Aufklärungswillen des Buchhändlers Nicolai,den wir heute besucht haben."

Elke.

Viermal: Taumond.....x

SPD. Hitler hat in seinem limonadenhaften "Aufruf an die teutsche Nation" erklärt, das deutsche Volk sei 1914 ohne Wissen seiner eigenen Kriegsschuld ins Feld gezogen. Das mag stimmen. Aber bald haben die Volksgenossen erfahren und gewusst,dass sie für wesentlich andere Begriffe als für ihre gefährdete Scholle im Dreck lagen. Vier kleine Beispiele genügen,um darzustellen, dass der Krieg nur dazu angetan gewesen ist,vom einfachen Soldaten als anwiderndes Völkermorden empfunden zu werden.

Tahure .... Februar 1915 .... Die Kröte.

Seichte Talmulde. Infanterie krallt sich in aufgeschlitzte Krume. Tausend Kilo Stahl erhitzen den Krampf in Menschenleibern. Grauen schlägt rechts und links. Hundert Gramm zerfetzter Stahltonne klirren auf einen Menschenschädel. Dessen Mund gellt. Hände fassen in quellendes Hirn. Besessen stürzt der Todmensch durch den Feuerwirbel. Fällt. Schiebt mit krümmendem Körper die weiche Erde zusammen.Zu kleinem Erdbett. An dem steht der Tod. Kann's erwarten. Der Mensch ist sein. Das hervorkriechendeHirn sieht aus wie eine hässliche Kröte, glasig, schlüpfrig=nass und eklig. Kostbares Menschenhirn,freigelegt vom rasierendem Granatensplitter, fällt aus einem Menschenhaupt voll Blut und Wunden wie hässlicher Schlamm in französische Erde....

St. Souplet .... Februar 1916 .... Totenklage.

Ein Felbwebel erkundete eines Nachts das finstre Gelände zwischen zwei Champagnegräben. Entdeckt vom Gegner fielen die Schüsse in seine Schar wie summende Bienen. Solch' Bienenfleiss knallte dem Führer durchs Gesäss in die Därme. Und mit der stechenden stählernen Biene im Leibe lag er drei Tage und drei Nächte draussen. Ohne Hilfe. Schrie zu Gott, zu den Menschen. Rief nach der Heimat, nach seiner Frau, seinen Kindern,seiner Mutter. Nannte Gott einen Sch.... und uns, die Kameraden,Lumpen. Schrie den Franzosen furchtbare Verzweiflung hinüber. Sang im Schmerz, Heulte wie ein angeschossener Wolf.Seine Klage schrillte wie Bellen,dann wieder leiser wie Vogelschrei. Winseln... Stöhnen...Schluchzen... Weinen... irrsinniges Lachen. Brummte wie ein verendender Bär. Brüllte seinen Schmerz in die Erde. Bat...bettelte...jammerte. Wühlte die Luft auf mit seinen herzzerreissenden Klagen. Machte in uns nur den einen Wunsch gross: Nicht so sterben müssen!

Chevregny .... Februar 1917 .... Fackeln.

Brandschüsse haben aus jedem Hause eine lodernde Fackel gemacht.Ueber die abschüssige Dorfstrasse rennen Sanitäter mit schwankenden Bahren. Jede Fackel grellt in verzerrte Gesichter, auf denen Bluttupfen höhnisch lachen. Funken wirbeln. Schiefersplitter prasseln. Aeste brechen und fallen. Balken knirschen und kreischen an verrussten Giebeln herunter. Wie Klagehände krampfen Balkengerippe aus den glutenden Flammen,in die Nacht. Sie beten für die Soldaten, die halbtot durch die Fackelgasse getragen werden. Und ihr Gebet hilft nichts, obgleich es aus wahrhaft heissem Munde stammelt.Wie die Fackeln herunterbrennen,so verglimmt auch das Leben in den Bahrenmenschen.Sie gehen samt und son=

ders in den Tod bei herrlichem Fackelschein des Krieges!

Amiens.... Februar 1918 ....Qualstatt.

Lazarett... Blutlache fährt über ein Bett. Eine blühende Lunge kann das brennende Eisen nicht verdauen.

Winseln singt aus einem Kissen. Ein Mensch versickert seine grässlichen Schmerzen darein. Beinstümpfe...fusslos...

Dort regloser Schenkel in dankbarer Betäubung. Stahl bohrt und schneidet auf Splittersuche. Als die Fänge der Betäubung locker lassen,stöhnt der Mensch noch tagelang...

Menschenruinen mit ausgebrannten Augen,armlos,ohne Schenkel,mit grässlich zerhackten Leibern haben nur noch Gedanken für ihre Qual. Sie wissen kaum mehr von der letzten Minute, da sie noch Vollwert waren. Sie wissen aber auch kaum,was sie jetzt sind: zerfleischte "Ebenbilder Gottes".

\+ + +

Teutsche Nationalisten machen die Völker rundum wieder misstrauisch.Reizen zu neuem Völkermorden, zu eben solchen Grässlichkeiten des Weltkrieges.

Wir Sozialisten ballen die Fäuste wider den Wahnsinn und werden im gegebenen Augenblick zu handeln wissen!

B.J.

SPD. Der neue Berliner Intendant. Die kommissarische Preussenregierung hat den Weimarer Intendanten Dr. Franz Ulbrich zum Intendanten des Berliner Staatlichen Schauspielhauses ernannt. Ulbrich, ein Schüler des verstorbenen Leipziger Germanisten und Theaterwissenschaftlers Albert Köster, hat sich in den letzten vierzehn Jahren als Intendant in Meiningen und - seit 1924 - in Weimar den Ruf eines - unbeschadet aller politischen Gesichtspunkte - künstlerisch ernsthaften und verantwortungsbewussten Theaterleiters erworben, der auch dem zeitgenössischen dramatischen Schrifttum eine gewisse Förderung angedeihen liess und sich nicht der nationalsozialistischen Geschmackdiktatur der Thüringer Machthaber unterwarf. Auch als Regisseur hat er Anerkennung über die Grenzen seines thüringischen Wirkungskreises hinaus gefunden. Die Wahl seiner Persönlichkeit durch die gegenwärtige Preussenregierung muss allerdings Bedenken gegen sein künftiges Wirken erwecken,zumal da ihm durch die Ernennung des nationalsozialistischen Dichters Hanns Johst zum Chefdramaturgen eine gewisse Marschroute vorgeschrieben worden ist. Johst,der in seinen literarischen Anfängen manche feine dichterische Leistung vollbrachte und in seinem Einakter "Die Stunde der Sterbenden" eine mutvolle kriegsgegnerische Gesinnung bekundete, hat sich in den letzten Jahren immer mehr zu einem Herold nationalsozialistischer Pseudokunst entwickelt. Sein jüngstes Drama "Schlageter" behandelt in diesem Sinne eine bekannte Episode aus der Zeit der Ruhrbesetzung. Man hat deshalb von den Ernennungen Ulbrichs und Johsts einen Rückfall in das Zeitalter wilhelminischer Hoftheaterherrlichkeit zu befürchten.

Was erwartet denn das arme Volk, immer leichtgläubig und verzweifelt, nach so vielen Erfahrungen noch von all seinen Agitatoren,die es aus dem Nichts zieht? Es rechnet auf Fanatiker und findet immer nur Parvenus.

Henri Becque.

Die stillsten Worte sind es,welche den Sturm bringen.Gedanken,die mit Taubenfüssen kommen,lenken die Welt. Nietzsche.